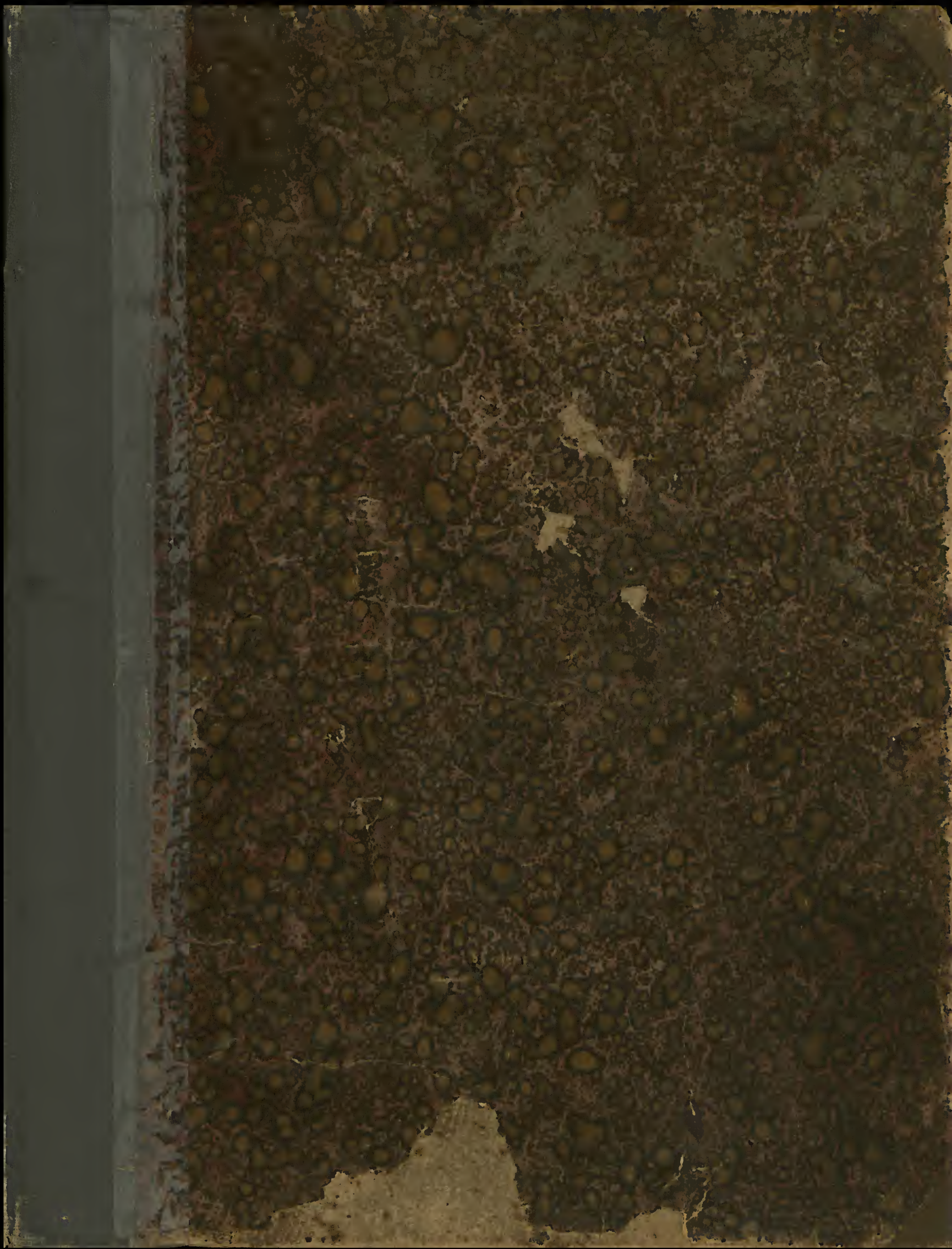
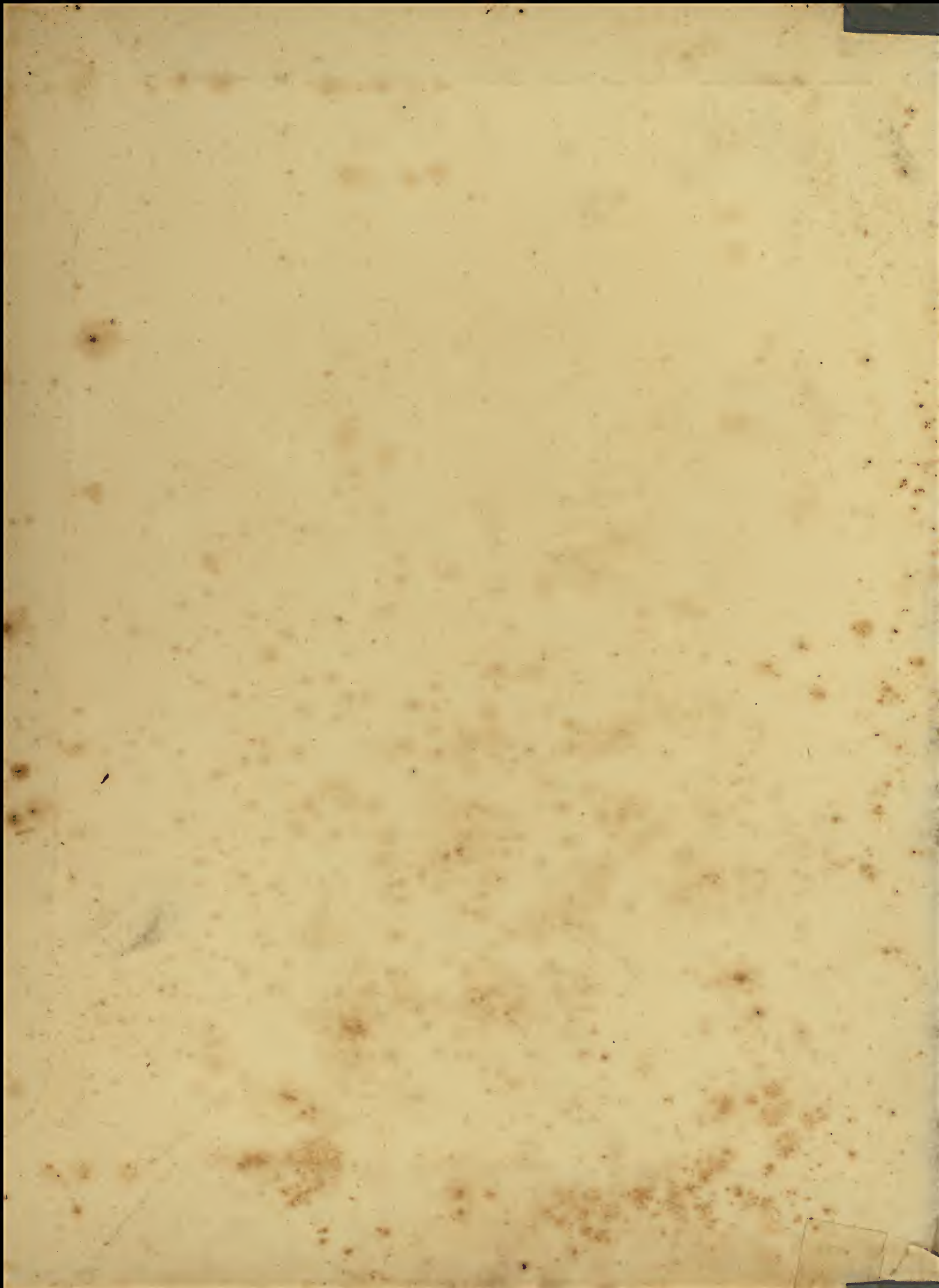






Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe.

São Paulo.

Vormals „Der Neue Hausfreund“.

Generalvertreter für Europa: Johannes Neider, Berlin SW. 29 Gneisenaustr. 87.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 58—58-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000, Aus-
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach I

Nr. 1

São Paulo, 5. Juli 1907.

III.

Eine Inspektionsreise nach den Staatskolonien.

IX.

Die neuen Kolonien.

Die Stelle, an welcher die Ortschaft Nova Paulicéa errichtet werden soll, ist entschieden gut gewählt, denn sie liegt ziemlich im Mittelpunkt der Kolonie an der von Araraquara nach Ibitinga führenden Landstrasse und am Ribeirão Sapé, der reichliches und gutes Trinkwasser liefert. Der Bach entspringt auf einer nahen Anhöhe, was die Anlage einer Wasserleitung sehr erleichtert. Jenseits des Baches steigt das Gelände sanft an. Jenseits des Sapé und von diesem ungefähr 50 Meter entfernt, liegt das schon erwähnte halbverfallene Haus. Auf der gegenüberliegenden Anhöhe und dicht am Rande der Lichtung war eine Strasse versteckt. Zur Zeit unserer Anwesenheit wurden die ersten provisorischen Wohnungen für die Kolonisten gebaut, eine Reihe Bretterhäuser, deren Material man aus Dr. Jorge Tibiriçá kom- liess, wo es schon zu gleichem Zwecke gedient hatte. In der Nähe ist guter Ton im Ueberflusse vorhanden. Es soll später eine Ziegelei angelegt werden, sodass dann die Bretterbuden Backsteinhäusern Platz machen werden.

In dem halbverfallenen Hause, der einzigen menschlichen Wohnstätte auf Leguas im Umkreis, machten wir Rast und liessen uns das Frühstück gut schmecken, das Hr. Margarida vor Antritt unserer Tour nach der Kolonie telephonisch bestellt hatte. «Telephonisch?» wird der Leser kopfschüttelnd fragen. Jawohl, denn es besteht bereits Telephonverbindung zwischen Ponte Alta und Nova Paulicéa, wie auch die Ibitingastrasse mit jener Station in Verbindung gebracht worden ist, was zur Erleichterung des Transportes von Baumaterial unumgänglich nötig war. Die Telephonlinie führt der Strasse entlang. Ich war der erste Journalist, der die Benutzung des Telephons den

ersten Drahtbericht aus der zukünftigen Metropole des Sertão nach S. Paulo sandte.

Wir waren müder als wir es uns eingestehen mochten und alle atmeten erleichtert auf, als Hr. Ribeiro verkündete, dass er von dem ursprünglichen Plan, noch Nova Europa zu besuchen, Abstand nehmen wolle. Letzteres liegt von Nova Paulicéa noch 7 Km. entfernt. Wir hätten, um dorthin zu gelangen, wieder eine Pikade benutzen müssen. Selbst der pflichteifrige und unermüdliche Ribeiro scheute die Strapaze, der wir uns schliesslich doch unterworfen hätten, wenn es nur möglich gewesen wäre, nach am selben Tage nach unserem Rancho bei Ponte Alta zurückzukehren.

Gegen 2 Uhr nachmittags verliessen wir Nova Paulicéa. Die Rückreise war entschieden angenehmer als die Morgentour, denn wir benutzten die Landstrasse bis zum Bache Bebedouro, wo wir in den neuen Weg einbogen. An diesem liegt eine vorzüglich gehaltene Kaffeefazenda, deren Bestand einen grossen Fruchtreichtum aufwies, eine Seltenheit in diesem Jahr.

Die Strasse führt durch herrlichen Urwald, ebenso wie die Bahnlinie und die schon beschriebene Pikade. Wer noch nie über die nächste Umgebung der Hauptstadt hinausgekommen ist, macht sich gewöhnlich einen ganz falschen Begriff vom Urwald und glaubt womöglich schon in der Cantareira Urwald vor sich zu haben. Das ist jedoch ein grosser Irrtum. Der Wald in der Cantareira, so schön er auch sonst ist, ist kein jungfräulicher Wald, sondern Bestand zweiter und dritter Generation, sogenannter *Capoeirão*, der auf ehemaligen Lichtungen entstanden ist, allerdings ohne jedwedes Zutun des Menschen. Urwald unterscheidet sich ganz wesentlich von Capoeirão und namentlich dadurch, dass die Mehrzahl der Bäume schlank gewachsen ist — selten findet

man Krüppel, wie sie im Urwald so häufig sind — und viele ganz ungewöhnliche Dimensionen aufweisen, an denen dem Unterholz fast ganz Platz fehlt. Im Urwald strebt alles in die Höhe. In der Cantareira streben die Jaboticabeiras, die sonst mehr in die Breite gehen, werden 15 und mehr Meter hoch. Es ist ein Geschlecht von Riesen, das der unvergleichlich fruchtbare Boden hervorbringt.

Im Urwald von Nova Paulicéa sind folgende Holzarten vorherrschend: *Peroba, Cabreuva, Cedro, Guaiava, Angico, Arandiuva und Tumboril*. Palmen und Farne findet man selten. Orchideen sind rar, dagegen ist an Lianen mehr wie Ueberfluss. Bis in die Kronen der höchsten Bäume klettern sie in die Höhe, den Stamm gleichsam wie zum Schutze mit dichtem Geäst umgebend. Am häufigsten kommen Perobas vor und was für Prachtexemplare! Von allen Urwaldsriesen erscheint mir die Peroba am schönsten. Schlank von Wuchs, strebt der Stamm in schwindelnde Höhe. Hoch und stolz über das Blätterdach ragt die mächtige Krone empor. Perobas von 20 und mehr Meter Höhe und über 2 Meter Durchmesser sind keine Seltenheit. Die Peroba findet man häufiger in Gesellschaft wie vereinzelt. Ich sah sie an einzelnen Stellen auf verhältnismässig engem Raum dutzendweise zusammenstehen. Nächst Peroba ist der Wald reich an Cabreuva, einer sehr wertvollen Holzart.

Das Waldschlagen wird den Kolonisten manchen Schweisstropfen kosten, dafür wird sie aber auch der Holzreichtum und das Kapital, dass sie daraus zu schlagen vermögen, sowie die Ertragsfähigkeit des kaum zu erschöpfenden Bodens für die Mühe entschädigen. Aus dem Wald kann jeder Kolonist mindestens soviel lösen, dass er ein Grundstück damit bezahlen kann. Der Preis ist auf 2500\$ pr. Kolonie von 25 Hektar Flächeninhalt festgesetzt, für

...eine
...art, allerdings
...ass der Wald
...den geleisteten
...magen werden darf.
...ist ein guter Abneh-
...en und Holz zum Hei-
...motiven. An den zahl-
...rfallen werden Sägereien
...die Kolonisten in den
...werden, ihren Holzreich-
...igkeit zu Geld zu machen.
...dazu unerlässlich, dass
...rife erheblich herabge-
...da sonst der heimische
...nicht mit dem fremden
...en kann, trotz des hohen Ein-
...les. Das Haupthindernis für
...greiche kolonisatorische Tätig-
...sind überhaupt die hohen Bahn-
...en. An guten Staatsländereien ist
...kein Mangel, ist doch der
...ordwesten noch unbestrittener
...z, aber bei den gegenwärtigen
...ifen ist an eine Erschliessung
...ländereien für den Ackerbau kaum
...enken. Nun soll ja der Kolonist
...Sertão nicht Mais pflanzen, um ihn
...in der Hauptstadt zu verwerten; nein,
...er soll Schweine züchten und ihn selbst
...verfüttern, wie es in den von den Ab-
...satzmärkten weit abgelegenen riogran-
...denser Kolonien und im Westen der
...Vereinigten Staaten geschieht, aber die
...Schweinezucht ist auch erst lohnend,
...wenn die Bahnunternehmen die Ausfuhr
...durch mässige Frachtsätze erleichtern.
...Bei der Schwierigkeit, geeignete Län-
...dereien für die Anlage von Kolonien
...in der Nähe der Absatzmärkte zu bil-
...ligem Preis zu erwerben, bleibt gar
...nichts anderes übrig, als den Sertão
...aufzuteilen. Zudem muss das Haupt-
...augenmerk der Regierung darauf ge-
...richtet sein, gerade den menschenleeren
...Nordwesten zu besiedeln, denn in den
...bereits der Kultur erschlossenen Gegen-
...den vermehrt sich ja die Bevölkerung
...aus sich selbst heraus.

Indessen hat eine Kolonisation im
Sertão nur Sinn, wenn die Regierung
durchzusetzen vermag — und das liegt
durchaus im Bereiche der Möglichkeit
—, dass die Bahnen Kolonieerzeugnisse
nach niedrigen Spezialtarifen verfrach-
ten. Wäre die Sorocabanabahn unter
staatlicher Verwaltung geblieben, so
hätte der Einführung von Spezialtarifen
nichts im Wege gestanden, nachdem
sie aber verpachtet ist, erscheint es
fraglich, ob das Pachtunternehmen sich
um ein weiteres darauf einlassen wird.
Hoffentlich hat sich die Staatsregierung
das Recht gesichert, es dazu zu zwingen.
Was die Nordwestbahn betrifft, so wird
sie schon aus eigenem Interesse die
Produktion in dem ihr tributären Ge-
biet durch möglichst niedrige Fracht-
sätze zu heben suchen, ganz abgesehen
von, dass sie sich kontraktlich ver-
pflichtet hat, zu kolonisieren. H.

Die Probe des allgemeinen Wahlrechts in Oesterreich.

Die «Zeit» in Wien schreibt am 24.
und 25. Mai darüber folgendes:

Es ist nicht so schlimm! Das ist der
Eindruck, den der zweite grosse Wahl-
tag, der Tag der Stichwahlen, hinter-
lässt. Nach den Hauptwahlen, nach der
ersten Erprobung des allgemeinen glei-
chen Wahlrechtes, gab es in Oester-
reich viel Kopfschütteln und Händ-
ringen. Man sah nichts als Schwarz
und Rot, man sprach bereits von einer
völligen Vernichtung der deutschbürger-
lichen Parteien, von einem Umsturz
des gesamten hergebrachten Partei-
wesens; das parlamentarische Kabinett
werde zurücktreten müssen, hiess es,
ein Beamtenministerium erschien in
Sicht. Mittlerweile ist eine Woche ver-
gangen, und man hatte Zeit, sich zu
sammeln, sich von der Betäubung zu
erholen und die Dinge ruhiger auf-
fassen zu lernen. Die Stichwahlen haben
nun gezeigt, dass die masslose Auf-
regung wirklich überflüssig war. Ueber-
blickt man die Ergebnisse des Stich-
Wahltages, so findet man die deutsch-
bürgerlichen Parteien keineswegs zer-
malmt, sondern man sieht einen deutsch-
freiheitlichen Block in der immerhin
respektablen Stärke von beiläufig acht-
zig Mann in das neue Haus einziehen.
Die Christlichsozialen haben nur wenig
Zuwachs gewonnen; dafür kündigt die
Gruppe Ebenhoch ihren Eintritt in die
christlichsoziale Partei an, und die an-
deren Deutschkonservativen werden
wohl nachfolgen. Den Sozialdemokra-
ten hingegen haben die Stichwahlen
wieder namhaften Gewinn gebracht,
so dass sie den vereinigten Christlich-
sozialen und Konservativen an Kopf-
zahl wenig nachstehen werden. Man
sieht also, es ist im neuen Hause für
eine ganz erträgliche Verteilung der
Gewichte und Gegengewichte vorge-
sorgt.

Der Block der deutschfreiheitlichen
Parteien wird sich dem deutschklerikalen
Block gegenüber sehr wohl geltend
machen und behaupten können — vor-
ausgesetzt, dass er zustande kommt.
Und dafür sprechen in der Tat alle
politischen und logischen Voraussetz-
ungen. Die Parteienzersplitterung, die
sich die deutsche Linke unter dem
Schutz des Kuriensystems allenfalls noch
erlauben durfte, ist unter der Herr-
schaft des allgemeinen Wahlrechtes zu
einem unerlaubten Luxus geworden.
Das hat sich bereits im Wahlkampf ge-
zeigt, wo die Parteien des deutschen
— ähnlich wie die des tschechischen
— freisinnigen Bürgertums manche Ver-
luste erlitten, die sich bei einiger Kon-
zentration wohl hätten vermeiden lassen.
War nun diese Taktik des Getrennt-
marschierens schon bei den Wahlen
von grossem Nachteil, so würde sie
vollends zum Verderben ausschlagen,

wenn sie im Parlament fortgesetzt
den sollte. Das Haus des allg.
Wahlrechtes bringt grosse Mas-
sen auf den Plan, und diesen
über würden kleine Fraktionen
fünfzehn bis zwanzig Mann nat-
zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit hin-
sinken. Die deutschfreiheitlichen
teien werden sich doch nicht selbst
politischer Ohnmacht verurteilen wol-
leiben sie getrennt, so sind sie nicht
vereinigen sie sich, so sind sie eine
achtunggebietende Macht. Früher e-
mal durften sie sich gestatten, ihre ver-
schiedenen Schattierungen sorgsam an-
einanderzuhalten; jetzt aber werden
schon durch den Druck gezwungen
sein, zusammenzuhalten.

Die deutsche Wählerschaft wird
aber sicherlich mit Parteien, die sich
selbst und damit auch das von ihnen
vertretene Bürgertum von jedem po-
litischen Einfluss und vom Anteil
der Regierungsgewalt ausschliessen, un-
erbittlich ins Gericht gehen. Aus den
Erfahrungen dieses Wahlkampfes haben
die Wähler viel gelernt — hoffentlich
auch die Abgeordneten.

Das allgemeine Wahlrecht hat sich
nicht, wie Unheilspropheten weissag-
ten, als Reichsverwüster offenbart. Es
hat gegeben und genommen nach Ge-
bühr, als ein strenger, aber gerechter
Richter. Denjenigen Parteien, die feste
Disziplin hielten, die mit agitatorischer
Kraft in die grossen Massen hinaus-
wirkten und über eine wohlausgebaute
Organisation verfügten, ist der wohl-
verdiente Lohn ihrer Arbeit nicht vor-
enthalten geblieben. Parteien aber, die
den neuen Agitationsstil erst mühsam
suchen mussten, die ihren Anhang erst
zur Wahlzeit zu organisieren began-
und die überdies noch der Diffama-
zierungen und Spaltungen kein Ende
fanden, diese hatten kein Anspruch
reichen Lohn und empfangen ihn auch
nicht. Immerhin sind bei all ihren
Fehlern die deutschfreiheitlichen Par-
teien noch glimpflich weggekommen.
Aber sie werden neue Bahnen ein-
schlagen müssen, wenn sie sich vor
schwerem Schaden bewahren wollen.
Gelingt es ihnen, sich parlamentarisch
zu organisieren, dann werden sie nach
der strafenden bald auch die belohnende
Gerechtigkeit des allgemeinen Wahl-
rechtes kennen lernen.

Die grossen Kämpfe sind nun aus-
gefochten, die Spannung, die in den
letzten Wochen über ganz Oesterreich
lag, hat sich gelöst, das Stärkeverhältnis
der einzelnen Parteien des neuen Hauses
lässt sich überblicken, und dieser Ueber-
blick zeigt vor allem, dass alle jene
Befürchtungen nicht eingetreten sind,
die die Feinde der Wahlreform und die
berufsinässigen Pessimisten geliegt haben.
Man gewinnt den Eindruck, dass das
Haus eine Versammlung von Abgeord-
neten darstellte, mit der sich a-

lassen wird. Der Wille und die Fähigkeit hierzu scheinen vorhanden zu sein, freilich aber müssen diese beiden erforderlichen Eigenschaften zur Betätigung erst herangezogen werden.

Und dies bildet nun die allernächste Aufgabe der Regierung, die sich bisher vollständig passiv verhalten hat und in den Wahlkampf höchstens in der Weise eingriff, dass ihre parlamentarischen Mitglieder sich neuerdings um Mandate bewarben. Dieser Untätigkeit mag es nun die Regierung vielleicht verdanken, dass ihr jeglicher Vorwurf, mit unerlaubten Mitteln auf den Ausgang der Wahlen gewirkt, deren Reinheit beeinträchtigt zu haben, erspart bleibt, aber sie hätte sich, so wie die Regierungen anderer Länder, nichts vergehen, wenn von ihr für die Wahlen in vollständig legaler, einwandfreier Weise eine Parole ausgegeben, eine Plattform geschaffen worden wäre, die Parteien und Wähler zur Stellungnahme genötigt hätte. Es hätte dies den nicht zu unterschätzenden Erfolg erzielt, dass bereits bei den Wahlen selbst die Basis für die künftige Majorität des Hauses gelegt worden wäre, die ja, da von dem parlamentarischen Regime künftighin wohl weniger denn je abgegangen werden können, konsequenterweise auch die Majorität der Regierung sein müsste. Die Regierung hat es unterlassen, sich in dieser Richtung zu betätigen, und den Kampf der Parteien mit verschränkten Armen zuzusehen. Jetzt aber ist diese Zeit der Passivität wohl abgelaufen, die Völker Oesterreichs haben gesprochen, nun ist an der Regierung die Reihe. Ihre Aufgabe ist es, aus dem ohne ihre Beeinflussung zustande gekommenen Parlament ein arbeitsfähiges Instrument zu erhalten, und das erste Ziel, das erreicht werden muss, ist eine feste, zuverlässige Majorität.

Es genügt nicht eine Mehrheit von Fall zu Fall. Sie würde wohl ausreichen, wo es sich um die allerdringlichsten Staatsnotwendigkeiten, wie um das Budget und das normale Rekrutenkontingent handelt, da es in der Absicht keiner Partei liegen kann, das neue Parlament gleich in den ersten Wochen durch eine Ablehnung solcher Vorlagen, die die Vorbedingungen der staatlichen Existenz bilden, in gefährliche Krisen zu bringen. Aber die Regierung kann sich ja damit nicht begnügen, nur diese selbstverständlichen, alljährlich wiederkehrenden nötigsten Bedürfnisse des Staates zu befriedigen. Der Ausgleich steht vor der Tür, und eine Anzahl grosser Reformen, ein reicher Arbeitsplan schöpferischer Natur. An ein gedeihliches Reformwerk lässt sich nicht denken, wenn die Regierung nicht der verlässlichen Unterstützung der Majorität des Hauses sicher ist. Die Lust, die Parteien gegeneinander

haften Kuhhandel zu etablieren, wie er in vertlossenen Jahren die Lieblingsbeschäftigung österreichischer Regierungen war, wird unser gegenwärtiges Kabinett kaum ankommen. Dieses System, das zu Taaffes Zeiten mit Geschick gehandhabt wurde, hat unter Badeni gründlichen Schiffbruch erlitten, und heute fehlt ihm jegliche Voraussetzung, vor allem das Objekt: die nationalen Konzessionen. Die Zeiten, in denen man mit diesem Tauschgegenstand die Eintagsliebe der Parteien erkaufen und über die Köpfe der Deutschen hinweg einschneidende nationale Veränderungen treffen konnte, um für irgendeine Vorlage eine Zufallsmajorität zu konstruieren, sind vorüber und werden aller Berechnung nach nicht mehr kommen. Die Regierung wird sich hüten, diese alten Pfade zu betreten, die noch jedesmal in politische Wirrnisse führten, aus denen der Ausweg nur mit grossen Kosten zu finden war. Ihr steht nur ein einziger, gerader, ehrlicher Weg offen: sich gleich zu Beginn der Tätigkeit des neuen Hauses mit den Parteien in Verbindung zu setzen und aus ihnen jene feste Majorität zu organisieren, die die einzige Garantie dafür bietet, dass das Parlament, das unter so grossen Hoffnungen erstand, auch wirklich jenes tüchtige, arbeitsfähige Instrument wird, dessen Oesterreich so dringend bedarf.

São Paulo.

27. Juni 1907.

Dem *'Jornal do Commercio'* zufolge sollen Rothschilds der Bundesregierung ihre Dienste für die Unterbringung der 3 Millionen £ Valorisationsanleihe angeboten haben. Die Herren hätten auch gleichzeitig ihre Befriedigung über die Kaffeekäufe seitens der liierten Staaten ausgedrückt.

Uebrigens werde der Staat São Paulo, fügt das Blatt hinzu, von der Anleihe nur 1.500.000 £ erhalten, weil er der Banco do Brasil 1.000.000 £ und der Firma Theodor Wille & Co. ca. 500.000 £ schulde.

Das *'Jornal'* schliesst seine Meldung mit der Bemerkung, dass Rothschilds die Vermehrung der Staatseinnahmen in Brasilien und die Tatsache, dass die Bundesregierung in London über einen Saldo von nahezu 8 Millionen £ verfüge, sehr wohl zu würdigen wüssten.

Das 3 Millionen £-Geschäft ist doch zu verlockend. Früher erklärten die Londoner Geldfürsten ganz positiv, dass sie niemals die Hand zur Plazierung einer Valorisationsanleihe bieten würden.

Auf dem Umwege über Rio erfahren wir, dass die Staatsregierung die Gründung weiterer landwirtschaftlicher Stationen plane. Wir entnehmen die Meldung dem *'Paiz'*, das hinzufügt, es stehe

mit 2 Millionen £ Kapital nahe bevor. Bekanntlich hat der Kongress schon vor längerer Zeit beschlossen, einem solchen Unternehmen eine Zinsgarantie von 6% zu gewähren.

Betreffs der in der Bildung begriffenen Kaffeepropaganda- und Verkaufsgesellschaft bemerkt *'Paiz'*, der Kongress werde voraussichtlich beschliessen, sie mit 4000 Contos jährlich zu subventionieren. An dem Unternehmen würden sich nicht nur Kaffeekommissionäre und Exporteure, sondern auch Fazendeiros, Kapitalisten, Banken und sämtliche Bahngesellschaften beteiligen.

'Paiz' ist allem Anschein nach gut unterrichtet.

Der Ackerbausekretär beschied das Gesuch des João Frederico Fahl, der um den Steuererlass für 255 Sack argentinischer Saatkartoffeln eingekommen war, abschlägig, mit der Begründung, davon sei bereits eine ausreichende Quantität importiert worden.

Gesundheitszustand. In der vergangenen Woche starben hier 104 Personen. Davon gehörten 62 dem männlichen und 42 dem weiblichen Geschlecht an. 83 waren Brasilianer, 21 Ausländer und 50 Kinder unter zwei Jahren. In der gleichen Zeit wurden 189 Geburten und 47 Eheschliessungen registriert.

Die Light and Power lässt von morgen an auf der Ponte Grande-Linie Bonds mit dem Schild *'Sant'Anna'* verkehren, welche mit der von genannter Brücke abgehenden Pferdebahn korrespondieren.

Heute wurde hier der Advokat Dr. Albino Guimarães erwartet, der, wie verlautet, als Vertreter des Hrn. Abel Dawson gegen den Verkauf der Estrada de Ferro Muzambinho Einspruch erheben wird, weil das durch die Direktion der genannten Bahn exproprierte, seinen Klienten gehörige Terrain bisher nicht bezahlt worden ist.

Büchertisch. Von der Geographischen und Geologischen Kommission erhielten wir den Bericht über die Erforschung des Paranaflusses, ein reich mit Bildern ausgeführtes Werk, auf das wir nach genauerer Einsichtnahme noch zurückkommen werden.

Ferner erhielten wir die Mainummer des Boletim da Agricultura, das eine Fülle von wichtigen Abhandlungen und Notizen für Landwirte, sowie Handelsnachrichten für Kaufleute enthält.

Munizipien.

Santos. Wegen geschäftlicher Verluste verübte gestern der spanische Zigarrenhändler André Carmo Selbstmord, indem er sich ins Meer stürzte. In einem hinterlassenen Briefe nannte er seiner Familie das Motiv zu seiner Verzweiflungstat.

Campinas. Der *'Comm. de Campinas'* bringt in seiner Ausgabe vom 24. ds. folgende Notiz: Dem Komman-

unterbreiteten wir eine uns berichtete Begebenheit mit dem Ersuchen, den Tatbestand festzustellen und im Falle sich unsere Mitteilung bewahrheitet, den Schuldigen zu bestrafen. Wir wurden benachrichtigt, dass ein 12 bis 14 Jahre alter Knabe Namens Manoel de Oliveira das Opfer der Gelüste eines hiesigen Polizeisoldaten wurde. Gestern, als er in einer der Apotheken um ein Arzneimittel bat, gestand der Knabe die Tat. Unser Berichterstatter suchte Manoel, der sich in der Nähe der Avenida aufhalten sollte, zu treffen, vermochte seiner aber nicht habhaft zu werden. — Hoffentlich veranlasst diese Notiz den Kommandanten der Lokalpolizei die gewünschte Untersuchung einzuleiten.

Sorocaba. Hier wird, wie verlautet, eine grosse mit den modernsten Betriebsverbesserungen ausgestattete Brauerei errichtet werden. Das Bau terrain für die neue industrielle Anlage wurde bereits ausgewählt.

Bundeshauptstadt.

Eine Feuersbrunst zerstörte gestern früh einen Teil des Hauses Rua Petropolis Nr. 32, in dem der Ingenieur Oscar da Cunha Correa mit Familie wohnt. Die Feuerwehr rettete einen Teil des Mobiliars und eine grosse Quantität Garderobe. Das Gebäude ist mit 20 Contos versichert. Der Brand ist anscheinend durch einen auf das Haus niedergefallenen Luftballon hervorgerufen worden.

Gestern fand der aufseherregende Prozess gegen den verheirateten portugiesischen Geschäftsmann João Coutinho seinen Abschluss. Dieser unnatürliche Vater verging sich im Oktober des Vorjahres an seiner leiblichen, 16 Jahre alten Tochter Maria. Das unglückliche Mädchen, für das die Bestialität des Vaters nicht ohne Folgen blieb, erschien auf Antrag des Anwalts des Angeklagten vor Gericht und bestätigte hier, im Beisein des Vaters und durch dessen Gegenwart ersichtlich erregt, aber mit voller Festigkeit ihre früheren Aussagen vor der Polizei und dem Untersuchungsrichter. Coutinho wurde zu fünf Jahren Zellengefängnis und zum Unterhalt seiner Tochter verurteilt.

In dem neuen Kontrakt der Prä-faktur mit der Light and Power ist die wichtige Bestimmung enthalten, dass der Preis pro Kilowatt elektrischer Kraft von 25 bis 45 Reis zu betragen habe und den Industrie-Aulagen, welche sich monatlich mehr als 300 Stunden des elektrischen Betriebes bedienen, eine Ermässigung zustehe.

Die hiesige Polizei verhaftete gestern, als sie in Maruhé ausstiegen, zwei Türken, die beschuldigt sind, an einem barbarischen Verbrechen in São Francisco de Paula beteiligt gewesen zu sein.

Begleitet von den Direktoren der Companhia Ferro-Carril suchte gestern General Casimiro da Costa den

Polizeichef auf und beklagte sich darüber, dass er auf dem Wege nach dem Zentralbureau der genannten Gesellschaft erfahren hätte, man werde ihn daselbst mit heissem Wasser empfangen. Die Polizei verhörte verschiedene Angestellte der Gesellschaft, darunter einen Maschinisten, der erklärte, den Auftrag erhalten zu haben, Wasser heiss zu machen, um damit eine Bande von Tumultuanten, welche die Kompanie angreifen wollten, zu empfangen. Sämtliche Angestellten verliessen ihre Posten, wodurch der Bondverkehr zum Stillstand kam. Durch Personal der Companhia Jardim Botânico wurde dieser später wieder aufgenommen. Der Gerent der Gesellschaft, Ricardo Silva, wurde infolge dieser Vorgänge entlassen. Der Bureauschrank wurde versiegelt und sollte heute in Gegenwart der Polizei und der Direktoren der Gesellschaft geöffnet werden.

„Correio da Manhã“ gab in seiner gestrigen Nummer den Liebesroman des P. Theophilo Sanzoni, Vikar von Monte Verde im Staate Rio, zum besten. Der Gesalbte des Herrn hatte ein Verhältnis mit der Tochter eines paulistaner Kaufmannes und war ehrlich genug, sich nicht an das Cölibat zu stören und sich mit dem Mädchen auf zivilem Wege trauen zu lassen. Nur beging er dabei den Fehler, dass er nicht auch gleichzeitig den Talar auszog. Er blieb in seiner Pfründe, aber schliesslich bekam der Bischof von Petropolis Wind von der Sache und suspendierte den Pater. Der Bischof war aber entgegenkommend genug, ihm zu versprechen, dass er ihm wieder zu einem Amte verhelfen werde, wenn die Frau Pfarrer die schriftliche Erklärung abgebe, dass sie keinen Umgang mehr mit ihm haben wolle. Die Frau gab die Erklärung und Pater Theophilo bekam auf Empfehlung des Bischofs eine Stelle im Staate Minas.

Die Frau Pfarrer, welche inzwischen Mutter wurde, hat jetzt die Scheidung beantragt, das interessanteste dabei ist aber, dass der Gatte seine Einwilligung nicht dazu geben will und einen Advokaten beauftragt hat, ihn wieder mit seiner Ehehälfte auszusöhnen. Ob er auch seiner Würden entsagt hat? Das Blatt schweigt sich darüber aus.

Die Nachricht von der Versetzung des hiesigen österreichisch-ungarischen Gesandten, Grafen Forgach, nach Belgrad in Serbien rief hier Ueberraschung hervor.

Das aristokratische Botafogo-Viertel ist in Aufregung über das Auffinden der Leiche eines wohlgekleideten, mit reichem Schmuck versehenen Mädchens von seltener Schönheit in der Botafogo-Bai, deren Identität bisher nicht nachzuweisen war. Der mysteriöse Fall ist mit einem geheimnisvollen Schleier umgeben. Allgemein mutmasst man, dass es sich um einen Selbstmord aus Liebesgram handelt.

Dienstag traf hier die von Pensa-

Barke «Marianua» ein, die zahlreiche Stürme zu überstehen hatte und zu ihrer gefährvollen Reise 112 Tage brauchte. Ihre Bemannung, lauter ans Seeleben gewöhnte Leute, war entsetzt und niedergedrückt durch die vielen Nachtwachen und den fortwährenden Kampf mit den Elementen. In der Nacht sah sich der Kapitän, um nicht Schiffbruch zu erleiden, gezwungen, 577 Bretter von einer Gesamtlänge von 33.676 Fuss über Bord zu werfen. Trotz alledem lief das Schiff mit einer starken Holzladung in Rio ein. Der portugiesische Gesandte und der amtierende portugiesische Vizekonsul besuchten, zur freudigen Ueberraschung des Kapitäns und der Bemannung, die «Marianua» noch am Tage ihres Einlaufens, bei welcher Gelegenheit der Kapitän über die einzelnen Phasen der gefährlichen Reise eingehenden Bericht erstattete.

Aus den Bundesstaten.

Paraná. Graf Le Hom, der Generalkolonisations-Kommissär der Companhia Transbrasiliera, ist von seiner Exkursion in das Innere des Staates nach Curitiba zurückgekehrt. Vorgestern besuchte er den Staatspräsidenten. Er äusserte sich entzückt über die am Rio Iguassú gelegenen Kolonien und lobte die gute Verfassung der Strassen, welche die Kolonizentren mit den Bahnstationen verbinden. Die Gesellschaft werde in Kürze mit der Einführung von Immigranten beginnen. Dieselben würden vorzüglich angesiedelt werden, da die Ländereien, welche er in der Waldregion bis zum Peixe besichtigte, sich vorzüglich zur Kultur eigneten.

Rio Grande do Sul. — In den öffentlichen Aemtern zu Porto Alegre kursieren Listen, die dazu bestimmt sind, die Unterschriften der Beamten für die Präsidentschaftskandidatur Carlos Barbosa zu sammeln. Verschiedene Bundesbeamte verweigerten die Unterzeichnung.

Telegramme.

Oesterreich-Ungarn. Der als Offizier im österreichischen Heere stehende spanische Thronprätendent Prinz Carlos Bourbon empfing, wie verlautet, eine Note der spanischen Regierung, in der er ersucht wird, die Situation in Spanien nicht zu erschweren. Ministerpräsident Maura appellierte an den Patriotismus des Prinzen und bat ihn um irgend eine Kundgebung, die geeignet sei, das spanische Volk zu beruhigen.

Holland. Die französischen Delegierten zur Friedenskonferenz legten in der heutigen Sitzung der zweiten Kommission einen auf die Kriegserklärung bezüglichen Antrag vor. Danach soll keine Macht vor einer offiziellen Kriegserklärung mit den Feindseligkeiten beginnen dürfen. Die Vertreter Englands schlugen vor, dass in keinem Falle die als Prise weggenommenen Schiffe zerstört werden dürften. Die deutschen Delegierten beantragten, dass für Prison-

Frankreich. Eine Federbruchst äscherte die Parfümerie-Fabrik von Courbevoie vollständig ein.

Italien. Zwischen Bardonecchia und Modena entgleiste gestern Abend ein gemischter Zug. Ein Kondukteur blühte dabei sein Leben ein; zwei andere Personen wurden schwer verletzt. — Bei Frejus entgleiste ein Passagierzug. Drei Eisenbahnangestellte fanden bei dem Unfall den Tod; 17 Passagiere trugen schwere Verletzungen davon.

Russland. In Titlis wurden nacheinander auf dem Square Ferivan, im Stadtzentrum, zur Zeit des Hauptverkehrs, zehn Dynamitbomben geworfen. Zahlreiche Passanten wurden durch die furchtbaren Explosionen getötet und verwundet. — Die Petersburger Polizei entdeckte einen Tunnel, der von einem Hotel nach dem Schatzamt führte. Die Untersuchung ergab, dass bereits daraus 10,000 Pfund gestohlen waren. Verschiedene verdächtige Individuen wurden verhaftet. — Dem Mörder des früheren Unterrichtsministers Bogohepoff, Peter Kaprerich, gelang es, nach Täuschung der Wachen, aus Sibirien zu flüchten.

Argentinien. Mehrere katholische Priester von Buenos Aires ersuchten den Erzbischof Espinosa in einer Petition um die Erlaubnis, die Vorstellungen in der Oper besuchen zu dürfen.

Chile. — Bei dem Untergang des Dampfers «Santiago» sollen 94 Personen ertrunken sei. Die an der Küste angeschwemmten Leichen zeigen Spuren eines Kampfes, der sich bei den Rettungsversuchen abgespielt haben dürfte, auf. Bei einigen ist die Schädeldecke zertrümmert. — Die chilenische Regierung vereinbarte mit einem italienischen Unternehmen den Transport von 200.000 Immigranten

Equador. In Guayaquil wurde eine starke Erderschütterung von längerer Dauer verspürt, die unter der Bevölkerung eine grosse Panik hervorrief. Man bringt dieselbe mit dem heftigen Ausbruch des Vulkans Cotopasi, der Steine auswirft und dessen beängstigendes unterirdisches Getöse hörbar ist, in Verbindung.

Zur Kaffeevalorisation.

Die Möglichkeit einer erfolgreichen Durchführung der Valorisation wird jetzt auch von vielen ehemaligen Gegnern des kühnen Planes zugegeben. Unter den Bekehrten soll sich sogar kein geringerer wie der Expräsident der Republik, Dr. Rodrigues Alves, befinden. In der Tat sind heute die Aussichten für die Erfüllung der auf das entschlossene Vorgehen der Staatsregierung gesetzten Hoffnungen günstiger als sie noch vor zwei Monaten waren. Damals schien es, als ob alles verloren sei, nachdem alle Versuche, weitere Mittel flüssig zu machen, gescheitert waren. Aber man war sich

in Regierungskreisen wohl bewusst, dass grosses auf dem Spiele stand und zögerte deshalb keinen Augenblick, die Sorocabanabahn zu verpachten, um in der Lage zu sein, sich keines Sackes des gekauften Kaffees entäussern zu müssen. Da indessen die von den Pächtern der Bahn vorgeschossenen 2 Millionen £. nicht hinreichen, um gegen alle Eventualitäten geschützt zu sein, so ertat sich die Regierung die Hilfe der Bundesexekutive. Diese Hilfe wird ihr unter Zustimmung des Nationalkongresses gewährt — die Unterbringung der 3 Millionen £.-Anleihe kann als vollkommen gesichert angesehen werden — und nach menschlicher Voraussicht ist die Krise, die trotz aller Vorbeugungsmassregeln hereinzubrechen drohte, beschworen.

Im Lager der Valorisationsgegner ist die siegesbewusste Stimmung ganz bedeutend abgeschwächt und man beginnt in den am Kaffeegeschäft interessierten Kreisen allmählich einzusehen, wie töricht man war, den Kassandra-rufen der Baissiers Gehör geschenkt und sich nicht grössere Kaffeevorräte gesichert zu haben, in der Meinung, die Regierung müsse sich früher oder später des gekauften Kaffees doch *à tout prix* entäussern. Was von der laufenden Ernte noch am Markte ist, sind geringere Qualitäten, die aber nichtsdestoweniger jetzt sehr begehrt sind, wie die grossen Verkäufe in Santos demonstrieren. Nichts zeugt besser vom Umschwung der Meinung, wie dieses Faktum. Wer etwa noch daran gezweifelt hat, dass die Regierung in der Lage ist, den gekauften Kaffee zu halten, dem sind die Augen geöffnet worden durch ein Communiqué, das die Regierung vor Monatsfrist in Europa und den Vereinigten Staaten verbreiten liess und folgenden Wortlaut hatte:

«Von dem Wunsche beseelt, die Lage des Kaffeemarktes zu klären und die am Kaffeehandel interessierten Kreise zu orientieren, teilt die Regierung des Staates S. Paulo mit, dass sie den ganzen bis jetzt gekauften Kaffee auf unbestimmte Zeit zurückhalten und nicht unter 45 bis 50 Franken verkaufen wird. Keine Operation des Staates S. Paulo ist bis jetzt fehlgeschlagen und der Erfolg der Valorisation steht ausser Zweifel. Die Regierung des Staates São Paulo ist der Unterstützung der Bundesexekutive sicher.»

Anfang vorigen Monats hat der Vater der Valorisationsidee, Hr. Alexandre Siciliano, in Deutschland gewelt. Er besuchte u. a. auch Hamburg und Berlin. Seine Anwesenheit in Hamburg benutzte er dazu, der Redaktion der «Hamburger Nachrichten» seine Ansichten über die Valorisation kundzugeben, die das Blatt im Handelsteil seiner Nummer vom 1. Juni wiedergab. Hr. Siciliano hat durch seine Aufklärungen dem Staate einen grossen

Dienst geleistet. Das alte Bismarckorgan hat aus seiner Gegnerschaft zur Valorisation nie ein Hehl gemacht und es würde sich noch vor zwei Monaten entschieden geweigert haben, einen Mann wie Siciliano in seinen Spalten zu Worte kommen zu lassen. Dass es geschehen ist, muss als eine halbe Bekehrung aufgefasst werden. So lichten sich die Reihen der Valorisationsgegner angesichts der wachsenden Wahrscheinlichkeit des Erfolges immer mehr.

«Hamburger Nachrichten» schreiben:

«Der Plan der Kaffeevalorisation ist nach den jüngsten Meldungen über die Plazierung einer Anleihe des Staates São Paulo von 2 Millionen £ bei der Banque de Paris und nach den gestrigen zuversichtlichen Aeusserungen der Regierung von S. Paulo gegenüber ihrem Generalkommissar in Brüssel wieder lebhaft diskutiert worden. Wir haben nun gemäss dem Grundsatz: «Audiatur et altera pars» Gelegenheit genommen, auch eine Stimme aus den Kreisen der brasilianischen Interessenten selbst zu Worte kommen zu lassen. Herr A. Siciliano, Direktor der Cia. Mechanica e Importadora de S. Paulo, der einer der Väter des Valorisationsplanes und der Verfasser einer offiziellen Studie über die Valorisation ist, legte während seines jetzigen Aufenthaltes in Hamburg einem Vertreter unseres Blattes in einer Unterredung ausführlich seine Ansichten dar. Die Tatsache, dass wir diese Vertretung brasilianischer Interessen hier zum Abdruck bringen, ändert natürlich nichts an unserer bisherigen, dem Valorisationsprojekte *ungünstigen* Meinung. Herr Siciliano äusserte sich nach der Uebersetzung seiner Worte in die deutsche Sprache unserem Vertreter gegenüber etwa folgendermassen:

«Bis zum Jahre 1895 hatten wir in S. Paulo *hohe Kaffeepreise*, deren naturgemässe Folge eine reichliche Anpflanzung in den Kaffeepflanztagen war. Trotzdem der Konsum jährlich um 500.000 Sack zunahm, trat, als sich im Jahre 1901 eine grosse Ernte einstellte, *Ueberproduktion* ein. Die Regierung von São Paulo sah sich daher genötigt, um weitere Neupflanzungen zu verhindern, ein Pflanzungsprohibitivgesetz zu erlassen, das in etwa zwei bis drei Jahren ablaufen, aber sicher nach Bedarf erneuert werden wird. Auf dieses Gesetz, das für Neupflanzungen eine sehr hohe Steuer vorsah, gründet sich die Möglichkeit, dass wir später wieder bessere Kaffeepreise erhalten werden.

Die Statistik zeigt uns, dass der Konsum in den letzten zwanzig Jahren immer gestiegen ist. Deshalb glauben wir, dass eine Zeit kommen wird, wo sich wieder das Gleichgewicht zwischen der jetzigen Ueberproduktion und dem Konsum herstellen lässt. Nach der grossen Ernte von 1901 hatten wir wieder viele Ernten von kleiner oder mittlerer Quantität. Dieser mindere Ertrag der Pflanz-

gen trug dazu bei, dass die Kaffeebäume sich inzwischen neu kräftigten. Nach diesen vier Ernten von kleiner oder mittlerer Quantität war das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsum beinahe wieder hergestellt. Da kam die unerwartet *grosse Ernte* des Jahres 1906—1907, die ich allein im Staate S. Paulo auf 15 bis 15 1/2 Millionen Sack schätze, während der Durchschnitt der vorherigen vier Ernten in São Paulo nur 8 bis 9 Millionen Sack betrug. In Anbetracht dieser grossen Ernte fürchtete die Regierung, dass wie im Jahre 1901 ein enormer *Preissturz* im Kaffee stattfinden, ja sie glaubte, dass dieser Preissturz noch grösser sein würde wie der des Jahres 1901, da die Ernte natürlich bedeutend grösser war. Daher griff die Regierung zum Gedanken der Valorisation.

Der Grundgedanke zur Valorisation ist der, den den Durchschnitt des Konsums *überragenden Betrag der Ernte* zurückzuhalten, um dann mit diesem Ueberschuss die Fehlbeträge späterer kleiner Ernten *auszugleichen*. So zum Beispiel wird die *nächste Ernte* eine sehr kleine sein. Ich schätze den Ertrag der nächsten Ernte in S. Paulo auf 6 1/2 bis 7 Mill. Sack, einschliesslich der Restanten aus der letzten grossen Ernte, in Rio auf 3 1/2 bis 4 Mill. Sack und in allen übrigen Kaffeeproduktionsstaaten der Welt ebenfalls auf 3 1/2 bis 4 Millionen Sack. Diese Länder haben sonst in guten Jahren zusammen im Durchschnitt 20 Millionen Sack produziert. Das Gleichgewicht zwischen Produktion und Verbrauch wurde nur durch die grossen Ernten der Jahre 1901—1902 und 1906—1907 gestört.

In den *nächsten Jahren* sind *keine grossen Ernten* mehr zu erwarten, weil die Bäume von der Ueberproduktion der Ernte 1906—1907 geschwächt sind. Da nun der Konsum immer steigt, dagegen eine neue stärkere Produktion unmöglich sein wird, so muss das *Gleichgewicht* zwischen Konsum und Produktion später eintreten. In *Verschüsse* des Staates São Paulo sind 7 Millionen Sack. Die Meldung des gestrigen Telegrammes aus Brüssel, dass die Regierung von São Paulo während einer unbestimmten Zeit alle schon gekauften Kaffeemengen zurückbehalten wird, ebenso wie diejenigen, welche sie kaufen wird, und dass sie in keinem Falle den Kaffee unter dem *Mindestpreis* von 45 bis 50 Francs verkaufen wird, bezieht sich auf diese 7 Millionen Sack und ist durchaus richtig. Der Umstand, dass das Haus Rothschild die Aufnahme einer Anleihe von Millionen £ zu Valorisationszwecken abgelehnt hat, hat darin seinen Grund, dass das Haus Rothschild noch die Anschauungen unserer früheren Bundesregierung vertrat. Im vorigen November ist bei uns eine *neue Regie-*

rung ans Ruder gekommen. Wir werden uns übrigens, sollten ausser der kürzlich aufgenommenen Anleihe von 2 Mill. £ noch weitere Mittel erforderlich sein, in S. Paulo auch der Unterstützung der augenblicklichen Bundesregierung zu erfreuen haben.

Meine *Schlussauffassung* ist daher die, dass die Regierung von S. Paulo die Valorisation, die für São Paulo eine Existenzfrage darstellt, zu einem erfolgreichen Ende führen wird.»

Die Ausführungen des Hrn. Siciliano bedürfen umsoweniger eines Kommentars, als sie von der Logik diktiert sind, einer Logik, die nur blinder Unverstand zu bekämpfen sich herausnehmen wird. H.

Aus Deutschland.

(Original-Bericht.)

Berlin, den 1. Juni 1907.

Die Auskehr der Eulenburg-Kamarilla aus dem Berliner Königsschlosse bildet immer noch das Hauptthema der Presserörterungen, um so mehr da sich indessen der Kreis der Gefallenen erweitert hat. Nachdem der Kommandeur von Berlin, Generalleutnant Graf Kuno von Moltke, seinen Dienst quittierte, hat Fürst Philipp Eulenburg seinen Austritt aus der Diplomatie, wo er immer noch zur Disposition gestanden, erhalten. Ferner wurde das Abschiedsgesuch des Generalleutnants Grafen v. Hohenau, bisherigen diensttuenden Generals à la suite des Kaisers, genehmigt und der Potsdamer Reiterkommandeur, Graf von Lynar, mit schlichtem Abschied entlassen, während gleichzeitig bekannt wird, dass die ehemals so plötzlich erfolgte Aberufung des französischen Botschafters Leccomte mit seiner Zugehörigkeit zur Liebeberger-Zunft im Zusammenhang stand. Um die Anklagen persönlicher Natur zurückzuweisen, hat Graf Moltke beim Staatsanwalt öffentliche Anklage gegen die Hardenschen Artikel verlangt, worauf aber Staatsanwalt und Oberstaatsanwalt die öffentliche Anklage ablehnten, mit der Begründung, es liege nicht im öffentlichen Interesse, so vage Andeutungen wie die der Hardenschen Artikel auf ihren Kern zu prüfen. Wenn es Grafen Moltke Ernst mit seiner Verteidigung ist, so bleibt ihm zu diesem Ende die Privatklage offen, welche denselben Zweck erfüllt. Auch Eulenburg soll sich mit der Absicht tragen, zum gleichen Zwecke Klage zu erheben. Ob dieselbe wirklich erfolgt, darf füglich als zweifelhaft angesehen werden, während sie bei Hohenau und Lynar bereits als ausgeschlossen gedacht wird. Interessant ist, dass auch in dieser Skandalaffäre der Satz gilt: *Cherchez la femme!* Harden soll nämlich für seine Anschuldigungen Schriftliches von der ehemaligen Gattin des Grafen Moltke, die schon seit einigen Jahren von ihm

geschieden ist, besitzen. Zu seinem Vorgehen soll der Kaiser durch einen seiner Söhne veranlasst worden sein, der ihm die Hardenschen Artikel direkt vorgelegt habe. Da man aus Erfahrungen weiss, dass bei Anschuldigungen gleichen Charakters der Kaiser keineswegs in so radikaler Weise vorzugehen pflegt, wie dies nun durch die plötzliche und radikale Absägung der gesamten Eulenburgischen Tafelrunde geschehen ist, so muss angenommen werden, dass die politische Seite dieser Affäre, die tatsächlich weit wichtigere ist, den Hauptanstoß gegeben hat. An vielfachen Beispielen ist nachgewiesen, wie seit Jahren dieser Eulenburg als unverantwortlicher Ratgeber die wichtigsten Entschliessungen des Kaisers beeinflusste und viele Umstände weisen darauf hin, dass die Kamarilla seit geraumer Zeit darauf hinarbeitete, Bülow ebenso zu Falle zu bringen, wie ehemals Caprivi. Es gibt im weiten Reiche deshalb keine Stimme, welche die radikale Lösung des Eulenburgischen Knotens bedauerte, vielmehr begrüsst man sie als eine wesentliche Klärung der Situation und Reinigung der Luft. Die schwarze und rote Opposition aber beeilt sich, für ihre Parteiinteressen Nutzen aus dem Falle zu ziehen. Dazu hat die Zentrums Presse die Legende erfunden, im Oktober sei die Eulenburg-Kamarilla mit ihrer Arbeit gegen Bülow bereits so weit gewesen, dass er sich verloren sah, worauf er den Gewaltstreich des Konfliktes mit dem Zentrum und der Reichstagsauflösung gewagt und in diesem siegreichen Ergebnis seine letzte Rettung gefunden habe. Beweise für die Legende sind keine vorhanden, vielmehr haben Erzberger, Roeren und das Zentrum den Konflikt eigenhändig Schritt um Schritt heraufbeschworen, aber für die Schuld dieser unbändigen Zentrumsdummheit, die wirklich unverantwortlich war, soll jetzt auch die Eulenburg-Kamarilla herhalten. Ein billiger Trost in dem harten Leid der enthronten Zentrumsgrößen! Wollen aber unsere Oppositionellen ehrlich sein, so müssen sie vielmehr Hrn. Bülow nun zu seinem zweiten Siege gratulieren, zu seiner Ueberwindung der Eulenburg-Gefahr, womit nun wohl auch vorderhand die immerwährenden Ausstreunungen über einen *Konflikt Kaiser - Tschirsky - Bülow* aufhören dürften. Mit dieser politischen Säuberung dürfte der Haupteffekt der Hardenschen Attacke gegeben sein, während die Neugierde auf grosse private Enthüllungen aus Hofkreisen kaum auf ihre Rechnung kommen dürfte. Darin fühlen sich die hohen Kreise doch auch in Konflikten zu sehr solidarisch.

* * *

— Diese Woche ist, nach 9-tägiger Verhandlung, nun auch das Urteil im Pöppau-Prozess erfolgt. Die drei

monatliche Gefängnisstrafe, welche den ehemaligen Sekretärassistenten des Kolonialamtes trifft, wird allgemein für zu hart angesehen. Einerseits hat er nachweislich nur zwei Aktenstücke von geringer Bedeutung an Erzberger geliefert, über koloniale Vorgänge, die eigentlich die Regierung selber dem Parlament und dem Volke gar nicht verschweigen dürfte. Andererseits handelt es sich um Papiere über interne, untergeordnete Vorgänge, während der einschlägige Armin-Paragraph doch nur für hochpolitische Angelegenheiten berechnet und geschaffen ist. Allerdings hat Pöplau bei seiner Handlung keine gerade noblen Ziele verfolgt und das mag die Richter veranlasst haben, auf die sonst sachlich nicht berechnigte hohe Strafe zu erkennen. Als Sensation ist dieser Pöplau-Prozess ganz aimelig ausgefallen. Denn die Zeugen, die aussagten, hatten nichts zu enthüllen; den anderen hollen Herren hat ein Allerhöchster Befehl den Mund geschlossen. So ist die Kirche im Dorfe geblieben! Pöplau hat Revision ans Reichsgericht verlangt.

* * *

Baiern hat seinen Landtag nun gewählt und zwar nach seinem neuen Wahlgesetze. Das ist das einzige von Interesse an dem ganzen Vorgänge. Bekanntlich waltete ein Jahre langer Streit über die Wahlreform, welche dann durch die schwarz-rote Allianz ihre Lösung fand. Wie das neue vom Zentrum versprochene Wahlrecht ausfallen werde, das konnte man sich genau an den Fingern abrechnen. Und da die Jesuitenpartei gute Politiker und Rechnungskünstler hat, konnte das Endergebnis auch nur das sein, welches heute in Zahlen definitiv vorliegt. Interessant ist, dass schon im ersten Wahlgang alle Mandate besetzt wurden. Dies geschah infolge der absonderlichen Einrichtung des neuen Wahlgesetzes. Um gewählt zu sein, bedarf ein Kandidat nicht die absolute Mehrheit, sondern nur die höchste Stimmenzahl, die wenigstens 1/3 der gesamten abgegebenen Stimmen betragen muss. Das Interessanteste aber hierbei ist, dass diese relative Mehrheit ursprünglich eine liberale Erfindung ist und unter den Forderungen der liberalen Partei stand. Gar bald hatte das Zentrum die Nützlichkeit dieser Einrichtung erkannt, sie mit dem Gesetze eingeführt und nun gerade mit Hilfe dieser Bestimmung ihre grosse Mehrheit bewahrt und die Liberalen geschlagen. Denn in dem ganz katholischen Lande und bei der guten Agitation des Klerus bringt das Zentrum immer 1/3 Stimmen auf und mehr als jede der gespaltenen gegnerischen Parteien. So bedeutet denn die Neuwahl eine dauernde Befestigung der ultramontanen Macht, einen über Erwarten starken Zuwachs für die Sozialdemokratie und einen flauen Er-

folg für den Liberalismus. Im neuen Landtag mit 163 (gegen früher 159) Sitzen hat das Zentrum 99 (gegen ehemals 102), die Liberalen 24 (gegen 23), die Sozialdemokraten 20 (gegen 12), die Freie Vereinigung 19 (gegen 20). Erfreulich ist nur der grosse Sieg des wackeren liberalen Pfarrers Grandinger und die Säuberung der Residenzstadt München von jeder Zentrumsvertretung. Im Gesamtergebnat haben diese bairischen Wahlen grosse Ähnlichkeit mit den neuesten österreichischen Wahlen.

J. W.

São Paulo.

28. Juni 1907.

Das alte Lied. — Seit zwei Monaten liefert das Santenser Zollamt keine Konsumsteuermarken, obgleich es die Beträge dafür einzieht. Da nun laut dem Konsumsteuer-Gesetz niemand steuerpflichtige Waren feilbieten darf, die nicht vorschriftsmässig mit Marken versehen sind, so wird der ganze Geschäftsbetrieb gestört und es entsteht unberechenbarer Schaden.

Die Associação Commercial von Santos schiebt dem Zollinspektor die Schuld in die Schuhe und verlangt vom Finanzminister schleunige Remedur.

Ein Kaufmannslehrling, dem die Markenkasse anvertraut ist und der nicht für genügenden Markenvorrat sorgte, bekäme den Laufpass. Zwischen privater Berufsfähigkeit und Staatsdienst ist aber auch ein Unterschied.

Herr Manoel Ernesto da Conceição, Eigentümer des Etablissements «Maison Brésillienne du Café S. Paulo» in Paris, übersandte dem Finanzsekretär das ihm auf der internationalen Lebensmittelausstellung zuerkannte Diplom und die goldene Medaille des «Grand Prix» mit dem Ersuchen, beides dem Staatspräsidenten zu übergeben.

Entscheidungen der Behörden. — **Ackerbausekretariat.** Zahlungen wurden angewiesen: 350\$ an Dr. Joaquim Monteiro als Arzthonorar für Monat Mai auf der Staatskolonie Jorge Tibiriçá in Corumbataty; 430\$ an Laur Habasinsky für elektrische Anlagearbeiten im Sekretariatsgebäude; 5:49\$150 an Davids & Krog für Bauarbeiten an den Wasserwerken in Cabuçú; 9:130\$020 idem, idem.

Munizipien.

Santos. Die Munizipalkammer nahm einstimmig den Gesetzentwurf des Herrn Francisco Hayden, der die Gründung eines Arbeiterwohnviertels von 400 Häusern nach den von der Intendenz gebilligten Plänen, jedes Haus im Werte von 5 Contos vorschlägt, an. Nach dem Gesetz ist in der auf 60\$ festgesetzten Monatsmiete eine Abzahlung auf das Haus inbegriffen, und der Arbeiter wird zum Eigentümer desselben, sobald die Summe dieser monatlichen Amortisations-

nen die Höhe des Grundstückswertes erreicht.

Ribeirão Preto. Hier ist eine grosse Handels- und Industriegesellschaft in der Bildung begriffen. Dieselbe wird sich dem Importgeschäft in verschiedenen Artikeln, wie Eisengeräten, landwirtschaftlichen Maschinen, Mehl, Wein, typographischen Maschinen, anderen typographischen Bedarfsartikeln und Papier, sowie dem Export von Kaffee und sonstigen Naturprodukten widmen. Die Gesellschaft wird des Weiteren eine Tageszeitung grossen Formats herausgeben zur Vertretung der Interessen der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie dieses Munizips und der ganzen Zone, sowie derjenigen der Gesellschaft. An der Gesellschaft werden verschiedene Pflanzer, Geschäftsleute und Kapitalisten von Ribeirão Preto beteiligt sein.

Itapetininga. Die Zweiglinie der Sorocabana von Itapetininga nach Itararé, mit den Stationen Cesario Leonel und Hermilo Alves und einer Streckenlänge von 53 Kilometer, ist soweit fertiggestellt, dass die Einweihung in Kürze stattfinden kann. Der Feier werden die Bahnverwaltung, die Ingenieure der Sorocabana und die Lokalbehörden von Itapetininga beiwohnen.

Ribeirão Bonito. Wegen einer Zahlungsdifferenz von nur 10\$ gab auf der Fazenda des Herrn Francisco Martins de Siqueira Genro der Calabreser Saverio de tal, auf seinen Landsmann Antonio Forte zwei Schüsse ab. In den Arm und in den Schenkel getroffen fiel Forte zu Boden. Von einer unmenschlichen Blutgier beherrscht, zog Saverio sein Messer und tötete den Wehrlosen durch mehrere Stiche in den Hals. Der Mörder flüchtete. Sein Opfer hinterliess fünf unmündige Kinder in bitterster Not.

Bundeshauptstadt.

In dem Ofen der den Herren Martins & Annioal gehörigen Ziegelei, Rua Carvalho Alvin, wurde von zur Arbeit kommenden Angestellten ein etwa 40 Jahre alter unbekannter Neger tot aufgefunden. Die Eigentümer benachrichtigten die Polizei, welche an Ort und Stelle eine Untersuchung vornahm. Der Körper des Toten wies verschiedene Brandwunden, aber keine Spuren eines Gewaltaktes auf. Der Polizei rat stellte Kohlen gasvergiftung fest. Der Leichnam wurde zur Rekonstruktionszwecken nach dem Nekrotorium gebracht.

Die „Société Générale de Paris“, welche unlängst dem Staate S. Paulo zwei Millionen Pfund Sterling lieh, wird, wie verlautet, ein Anleiheangebot von weiteren drei Millionen Pfund machen, zu deren Aufnahme der Nationalkongress die Bundesregierung autorisieren soll.

Aus den Bundesstaaten.

Pernambuco. Die Polizei von Pau d'Alho ließ am 25. Juni auf Befehl des dortigen Prefekten und Staatsdeputierten Severino Montenegro unbarm-

herzig auf die Wähler ein, welche sich weigerten, für die Kandidatenliste der dissidierenden Munizipalregierung zu stimmen. Acht Personen, darunter ein Minderjähriger, wurden durch wuchtige Säbelhiebe verletzt. Sie wiesen ihre Wunden in der Redaktion des «Jornal Pequeno» vor.

— Von fachmännischer Seite wird die nächste Zuckerernte auf 1.300.000 Sack geschätzt.

Goyaz. Vorgestern bestätigte der Staatspräsident das Gesetz, welches Monsenhor Ignacio Xavier da Silva und Major Gustavo Ribeiro das fünfzigjährige Privileg zum Bau, Gebrauch und Nutznutzung besonderer Wege für Automobilverkehr erteilt. Die Stammlinie soll in Araguay beginnen, das Munizip Estrella do Sul durchschneiden, Catalão, Ipameri, Santa Cruz, Famoso, Bomfim, Antas, Corumbá, Pyrenopolis, Jaraguá, Curralinho und Goyaz berühren und am Rio Araguaya, im Munizip Itacayu, anslaufen. Die Strecke beträgt 800 Kilometer. Die Konzessionäre sind bereits im Besitz des Privilegs für die minenser Munizipien Araguay und Estrella do Sul.

Rio Grande do Sul. Die Herren Mattos und Garrastasu stehen im Begriff in Poncho Verde, Munizip D. Pedrito, eine Muster-Estancia grossen Stiles einzurichten. Sie kauften zu diesem Zweck bereits in Uruguay 1600 Stück Hereford-Rinder, eine Herde holländischer Kühe, 3 importierte flandrische und 2 holländische Stiere und 3 Trupps Rassepferde auf. In Kürze wird auf der Estancia eine starke Heerde von Schwarzkopfschafen eintreffen. Das ist der erste Stock, mit dem das Zuchtunternehmen besetzt ist. Weitere Ankäufe sind teils abgeschlossen, teils in Aussicht genommen.

— Die nächste Ernte verspricht aussergewöhnlich reich auszufallen.

— Die politische Erregung ist angesichts des ersichtlichen Nachlassens der Agitation zu Gunsten des Oppositionskandidaten für die Staatspräsidentschaft, Dr. Fernando Abbot, beträchtlich im Schwinden begriffen. Die Bevölkerung wendet sich mit grossem Eifer ihrer Arbeit zu.

Telegramme.

Deutschland. Die Seismographen der meteorologischen Station zu Hamburg zeigten heute leichte Erdschütterungen an. Die Bevölkerung ist darüber bestürzt.

Frankreich. Der Pariser «Figaro» veröffentlichte einen Artikel aus der Feder des Ingenieurs Bouvard, in welchem dieser erklärt, die Avenida Beira-Mar in Rio sei eine der schönsten Promenaden der Welt. Herr Bouvard stellt weitere Artikel in Aussicht, welche die Erhabenheit der Hauptstadt Brasiliens dartun sollen. — «Figaro» und «Gaulois» berichten, dass die Franzosen, welche an den jüngsten Kieler Regatten teilnahmen, nicht nur seitens des Kaisers die freundlichste Aufnahme fanden. Gelegentlich im Yacht-Klub zu Ehren der

fremden Gäste veranstalteten Bankett gedachte Kaiser Wilhelm in seinem Begrüssungstoast Frankreich mit ehrenden Worten. — In Montpellier griff eine wütende Volksmenge des Etablissement des Bäckers Baillas an, weil dieser die Gewerheabgaben entrichtet hatte. Der Intervention des Präfekten gelang es, grösseres Unheil zu verhüten.

Italien. In Messina verübte der Arzt Eibario Amato, der sich heute verheerlichen sollte, Selbstmord. Er hinterliess keinerlei Erklärung. Freunde des Unglücklichen sagen, dass er in letzter Zeit an Neurasthenie litt. — Der Deputierte Nasi erschien heute in der Kammer. Dem Präsidenten und einigen Deputierten, die ihn begrüssten, drückte er die Hand. Darauf bestieg er, tiefhebeweg, die Rednertribüne und hielt eine dreiviertelstündige Verteidigungsrede, in der er sich darüber befriedigt erklärte, von dem Senat als seinem Gerichtshof abgeurteilt zu werden. Seine Ausführungen wurden mit tiefstem Schweigen angehört. Nach Beendigung seiner Rede verliess Nasi den Sitzungssaal. Die Kammer stimmte darauf einem Antrage Turatis zu, nach welchem drei Kommissionen zur Untersuchung der Anklage gegen Nasi vor dem Senat ernannt werden sollen. — Die streikenden Landarbeiter der Provinz Emilia liessen sich, besonders in Reggio und Ferrara, zu Ruhestörungen hinreissen. Ein in Reggio von einem Ausständigen angegriffener Karabinier Namens Furia machte von der Feuerwaffe Gebrauch und erschoss seinen Angreifer. — In Messina, Catania und Monteleone wurden leichte Erdschütterungen verspürt.

Portugal. Den Londoner Zeitungen wurde aus Madrid telegraphiert, dass daselbst Franca Borges, der Direktor der republikanischen Zeitung «O Mundo», aus Lissabon eingetroffen sei. Nach Unterdrückung seines Blattes durch die Regierung flüchtete er sich auf spanisches Gebiet. In Madrid erklärte er verschiedenen Journalisten gegenüber, er werde seine Zeitung weiterschicken lassen und dieselbe täglich nach Portugal senden. Die portugiesische Polizei überwacht auf's Strengste alle aus Spanien kommenden Züge und beschlagnahmt die im Auslande erscheinenden republikanischen Blätter. Ein anderer Redakteur des «Mundo», Joaquim Leitão, wurde in Lissabon verhaftet, weil er auf den ihn überwachenden Polizeiagenten einen Revolverschuss abgab. — Wegen heftiger Angriffe auf die Regierung wurde auch die Suspension des «Jornal do Commercio» verfügt. — Während der jüngsten Unruhen verhaftete die Polizei 90 Personen, von denen nur 12 wieder auf freien Fuss gesetzt wurden.

Argentinien. Die «Prensa» nimmt erneut von alarmierenden Gerüchten über die politische Situation des Landes Notiz und berichtet, der Marineminister habe die Landung von rund 150 Ma-

trosen des in Buenos Aires stationierten Geschwaders, die auf dem Lande in Bereitschaft gehalten werden sollen, angeordnet. — Die Zeitung «El Pais» versichert, dass der Finanzminister es ablehnte, die Bezahlung der Rechnungen anzuordnen, welche von den jüngsten Banketten des Ministers des Aeussern resultieren. Es handelt sich um die Summe von 20.000 Pesos.

Uruguay. Zahlreiche Familien Montevideos, darunter die des angesehenen Arztes Dr. Acevedo, gedenken in Rio de Janeiro Winteraufenthalt zu nehmen.

Aus Deutschland.

(Original-Bericht)

Berlin, den 1. Juni 1907.

— Das Preussenparlament hat mit Juni seine Arbeit wieder aufgenommen und arbeitet fix, um die notwendigsten Arbeiten vor den Hundstagen zu erledigen. Die Abgeordneten sind recht spendiös aufgelegt, sie bewilligten ohne Augenzwinkern 16 Millionen Mk. für den Rhein-Weser-Kanal und 11 1/2 Mill. für Teuerungszulagen an die Unterbeamten und wollten in einer 4-stündigen Debatte eine solche Zulage von 150 Mk. auch für die mittleren Beamten erkämpfen, wogegen sich aber der Finanzminister aus „finanztechnischen“ Gründen mit Händen und Füssen und mit teilweiseм Erfolge wehrte. Die Herrenhäusler haben sich um die Bodelschwingschen Arbeiterkolonien gestritten, wo die Junker den nötigen Schneid vermissen. In das bergbauliche Muthungsgesetz wollten sie eine Klausel gegen den befürchteten Staatssozialismus einschmuggeln, haben sich aber doch am nächsten Tage eines besseren besonnen und der Regierung den nötigen Schutz gegen die Kohlentrusts zugestanden wie das Abgeordnetenhaus. Damit auch für das Preussenparlament die Sommerferien mit dieser Woche beginnen können, haben die Freisinnigen auf den Antrag betreffs Wahlrechtsreform verzichtet und werden denselben im Herbst um so gründlicher zur Sprache bringen. So beginnt mit morgen die ganz parlamentslose Zeit.

Der vom ultramontanen „B. Kurier“ so ungerecht angegriffene, aber vor Gericht so glänzend gerechtfertigte Münchner Hofoperndirektor Felix Mottl hat eine Berufung an die Wiener Hofoper erhalten und angenommen, aber vom Prinzregenten die Erlaubnis nicht erhalten vor dem in 1910 erfolgenden Kontraktstermin wegzugehen.

— Das Reichsgericht verurteilte den 21-jährigen Schuhmacher Johann Parezewski aus Warschau, der früher Student und aus Russland desertiert war, wegen versuchter Spionage zu 3 Jahren 7 Monaten Zuchthaus, 5 Jahren Ehrverlust und Polizeiaufsicht. Er wollte in Belfort scharfe Patronen und ein Gewehr

des Modells 1898 der französischen Regierung einhändigen,

— Babels und Moltke's Konzessionen an den *Militarismus*, indem sie im Reichstage die Verteidigung des Vaterlandes auch als Pflicht der Sozialdemokraten anerkannten, wurden in der radikalen Presse stark angegriffen, von Bernstein aber in seinem neuesten Artikel in den «Sozialistischen Monatsheften» verteidigt. Dabei leitet er den Patriotismus als Pflicht her aus dem allgemeinen gleichen Wahlrecht, angesichts dessen es nur folgerichtig sei, wenn die Vertreter der Sozialdemokratie erklärten, im Notfalle für die Verteidigung und Unverletzlichkeit des Reiches gegen fremde Gewalt eintreten zu wollen. Militarismus sei ein vieldeutiger Begriff. Bedeute er Militärherrschaft, so sei er zu bekämpfen. Bedeute er aber Erziehung des Volkes zu Wehrhaftigkeit und die Erhaltung der Nation im Stande der wirksamen Selbstverteidigung, zu der selbstverständlich auch die Fähigkeit gehört, im Notfalle den Feind nicht nur ausser Landes zu treiben, sondern auch ausser Landes zu halten, so sind das Dinge, deren Notwendigkeit die Sozialdemokratie nicht bestreitet, für die sie vielmehr selbst eintritt.

— In der *Schwarzwälder Uhrenindustrie* steht ein Streik von 11.000 Arbeitern bevor.

— Der *Königsberger Hafenarbeiterstreik* und die Aussperre der Metallarbeiter in Offenbach sind beigelegt.

— Der *deutsche Bankbeamten-Verein* ist in den letzten 4 Jahren um 8000 Mitglieder gewachsen und hat jetzt deren 11.500.

— Dem *Arbeiter-Turnverein* zu Delitzsch hat die Regierung unter Strafe von 100 Mk. verboten, jugendliche Personen von 14—17 Jahren zu ihren Turnunterricht und ihren Turnübungen heranzuziehen, da dies nur mit Genehmigung der Schulbehörde von Fachleuten geschehen könne. Unsere Gesetze sind eben von Kautschuck!

— Die Pensionskasse für die *Kruppschen Arbeiter* hat in 1906 an Pensionen 1.825.394 Mk. ausgezahlt; seit dem Bestehen vom 1. Januar 1885 zahlte sie insgesamt 16.350.000 Mk. aus.

— In Berlin dauert der *Streik* der Bäcker und der Bauarbeiter fort. An Brot aber fehlt es uns nicht und leere Häuser gibt es in Menge. Es ist also nicht recht ersichtlich, wie diese Streiks gewonnen werden sollen. Indessen ist der Schneiderstreik durch einen neuen Tarifbeschluss vermieden worden. Unsere Maurer verlangen bei 8 1/2-stündiger Arbeit 60—80 Pfg. Stundenlohn, die Zimmerer bei 8 1/2 Stunden 80 Pfg. Stundenlohn.

In *Mannheim* wurden am 3. ds. der Industriehafen und die zweite Neckar-

brücke eingeweiht. Ersterer, der 18 Km. Kais hat, kostet 16 Millionen Mark, letztere kostet 3 Mill. Mk.

— Am 4. Juni haben alle Berge im Allgau *Neuschnee* erhalten.

— Auch in der Pfalz ist die *Pernospora* in die Weinberge eingerückt.

— Die *sächsischen Staatsbahnen* ergaben in 1906 einen Ueberschuss von 55,058,881 Mk. oder 15 1/4 Mill. Mk. mehr, als im Budget vorgesehen war. Die Verzinsung beträgt 5 1/4%.

— Die Landessynode in Weimar hat das *Frauenwahlrecht* in Kirchenangelegenheiten abgelehnt, wies der deutsch-evangelische Frauenbund verlangte. Bezahlen und Schweigen ist doch eine harte Forderung gegen das zarte Geschlecht!

— Bei der *Frohnleichnamsprozession* in Posen wurden mehrere Fahnen in polnischen Nationalfarben von der Polizei entfernt, ebenso die polnisch-nationale Hausdekoration der Reichstagsabgeordneten v. Chrzanowski.

Der Wiener Männer-Gesangsverein in Amerika.

III.

Nachmittags teilte sich die Schaar der Mitglieder des «Wiener Männergesangs-Vereins», die in den Morgenstunden unter der Führung zweier Vertreter des «Morgen-Journals» die Neger-Viertel und andere Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigten, und während die Einen nach dem Broux fuhren, um den botanischen Garten zu besichtigen, statteten die Uebrigen der vielgenannten und bis weit über die Grenzen der Union bekannten «Elends»-Insel Ellis Island einen Besuch ab.

Auch einige Damen, die sich von diesem Ausflug viel versprochen, befanden sich in der Gruppe, und ihre Erwartungen wurden wahrlich nicht enttäuscht. Schon die Abfahrt von dem Pier an South Ferry, wo eben eine Schaar russischer und rumänischer Juden gelandet wurde, verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf die leicht empfänglichen Gemüter der Wiener Schönen hervorzurufen. Die kurze Ueberfahrt in dem ideal schönen Wetter, das so angenehm von dem Nebel und dem Regenguss zur Zeit der Einfahrt der Sänger in New York kontrastierte, gestattete den Ausflüglern den ungetrübten Genuss des Hafen-Panoramas, und die Göttin der Freiheit, die Samstag Morgen nur schwer erkennbar im düsteren Wolkengewande den Ankömmlingen zu drohen schien, streckte ihnen freundlich die mit der Fackel des himmlischen Lichtes bewehrte Rechte zum Willkomm entgegen.

Voll Erwartung ging es nun über den Landungsplatz dem Untersuchungsgebäude zu. Mit wohlthuender Zuvorkommenheit liessen die Beamten die Besucher passieren, ohne viel nach

«Woher?» und «Wohin?» zu fragen, und mit grösstem Interesse begannen nun die Wiener die Einzelheiten des komplizierten Untersuchungsverfahrens zu besichtigen.

Von der Galerie aus erklärte ihnen der Vertreter des «Morgen-Journal» die Vorgänge in den gewaltigen, rings von einem Gitterzaun umgebenen Saale, in den die Einwanderer zur Untersuchung geleitet werden. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten sie die aus dunkler Tiefe emporsteigenden Schaaren von Männern, Frauen und Kindern, die mühselig unter des Last des schweren Gepäcks und der noch schwerer lastenden Ungewissheit die Treppe hinauf keuchten, um in zwei Reihen den Aerzten vorgeführt zu werden, die ihren allgemeinen Gesundheitszustand beurteilen und dann ihre Augen untersuchen. Erschien auf der Schulter eines der Geprüften das blaue Zeichen, das seine Zurückhaltung zum Zwecke weiterer Untersuchung bedeutet, so entrang sich ein tiefer Seufzer des Mitgeföhls, von halblauten Ausrufen unterbrochen, der Brust der Zuseher. Und weiter verfolgten die Augen die Glücklicheren, die diese erste Prüfungsstation erfolgreich passiert hatten und nun in langen Reihen, einer nach dem andern, den Inspektoren vorgeführt wurden, die eine Reihe von Fragen an die Einwanderer richteten. Ihr Führer hatte den Wienern verraten, dass die weisse Karte, die der Inspektor den meisten der Befragten überreichte, ihre Zulassung, die gelbe Karte aber die vorläufige Zurückhaltung bedeutete, so dass sie das Resultat der Fragestellung sofort erkennen konnten. Am interessantesten und ergreifendsten für die Gäste war aber ohne Zweifel der Schlussakt dieses Dramas, dessen Helden die Einwanderer sind und das nur zu oft tragisch endet, die Ablieferung der unbeanstandeten Einwanderer an ihre Verwandten.

Als die Armen, gleich wilden Tieren, aus einem grossen, vergitterten Käfig herausgelassen und in einen kleineren, ebenso vergitterten Käfig geschoben wurden, als sie da zitternd vor Erregung standen und auf die jenseits des Gitters stehenden Teuren blickten, denen bei dem Anblicke der Lieben, die sie schon lange nicht gesehen, das erlösende Wort im Munde stecken blieb, so dass der Beamte immer und immer wieder fragen musste: «Sind das Ihre Kinder?» «Ist das Ihre Frau?», wer hätte da der Rührung wehren können, der nicht durch jahrelange Gewohnheit abgestumpft war?

Und als dann der Vater zitternd vor seiner wiedergefundenen Familie stand und nicht wusste ob er zuerst seine schluchzende Frau ans Herz drücken, oder die verschüchterten Kinder, die ihn furchtsam umdrängten und scheu und ungewiss zu dem Mann emporsahen,

der ihnen fremd geworden, küssen sollte, fanden es die anwesenden Damen zu schwül im Saal, flüchteten sich auf die Veranda und halfen mit den in der lustigen Brise wehenden Taschentüchern dem Winde, die Perlen, die über ihre Wangen rollten, trocknen.

Sie hatten gerade genug gesehen von menschlichem Elend und menschlicher Not, um in Mitten der Feste, die sie umgeben, ein «Memento» nicht zu vergessen und begaben sich wieder aufs Schiff, ein klein wenig ernst, aber doch hoch entzückt von der Fahrt nach der Insel, die so ungewöhnliche, belehrende und erschütternde Schätze besitzt.

* * *

Zum ersten Male hat am 5. Mai der Wiener Männergesang-Verein in New York gesungen. Einem Siegespaan gleich erbrauste ihr herrlicher Sängerguss durch die Liederkrantz-Halle, später sangen sie mit entzückender Delikatesse die «Nachtigall» von Schubert und mit markiger Kraft einen Orchestral gehaltenen Chor «Ablösung» von Hutter.

Die Fassade der Liederkrantz-Halle an der Ost 58. Strasse erschien Abends in ein Meer von Licht u. bunten Flaggen getaucht. Neben dem Sternenbanner flatterten die österreichischen und reichsdeutschen Farben, angefacht durch den kühlen Abendwind, in ungezählten Exemplaren lustig durcheinander, zwischendurch schimmerten leuchtende Transparente und Hunderte elektrischer Glühlichter und erfüllten den ganzen Block mit Tageshelle. Die Liederkränzler selbst mit ihren Damen fanden sich schon von 7 Uhr an in der Halle ein, mussten indessen mit Plätzen auf der Galerie vorlieb nehmen, soweit dieselben reichten, da sämtliche Tische im Saal für die Mitglieder des Wiener Männergesangvereins, die verschiedenen Comités und die Vertreter der Presse reserviert waren.

Es war 20 Minuten nach 8 Uhr, als die ersten Wiener Gäste, von lebhaftem Applaus begrüßt, den Saal betraten, doch dauerte es noch nahezu eine halbe Stunde, bis sich der Saal gefüllt hatte. Mittlerweile hatten die Mitglieder der Orchestersektion auf dem Podium Platz genommen, und als kurz nach $\frac{3}{4}$ 9 Kommerzienrat Schneiderhan, der Präsident des Wiener Männergesangvereins, am Arme des Liederkrantz-Präsidenten Hubert Cillis eintrat, gab der Dirigent Arthur Claassen das Zeichen zum Beginn, und im Jubelklang erbrauste der Marsch «Wien bleibt Wien» durch den Saal. Die ganze Versammlung erhob sich wie ein Mann und unterhielt minutenlang ein wahres Rottenfeuer von Applaus. In den Schlussakkord mischte sich dann der jubelnde Beifall der Wiener, die für die ihnen dargebrachte Huldigung dankten.

Die «Frankf. Ztg.» erhält über den Besuch des Wiener Männergesangvereins folgenden Bericht aus New York:

Nach dem Schlusse der eigentlichen Musik-Saison ist hier noch ein Ereignis gekommen, das in Amerika sicher in seiner Art einzig dasteht. Es ist dies das erste Konzert des Wiener Männergesangvereins, das gestern Abend stattfand. Unstreitig ist es das bedeutendste musikalische Ereignis in New York seit der Aufführung des «Parsifal», und ich zweifle sehr daran, ob auf dem Gebiete des männlichen Chorgesangs überhaupt in Amerika je so Grosses geleistet worden ist, wie gestern Abend. Wir haben hier ja etwa 400 Gesangsvereine, von denen etwa zehn ganz passabel singen können, aber einen Vergleich zwischen ihnen und den Wiener Besuchern zu ziehen, ist schlechterdings unmöglich.

Für das Konzert war ein Programm von zwölf Nummern entworfen worden, das die Kunst der transatlantischen Gäste nach jeder Richtung veranschaulichte. Sie trafen im 23. Psalm den weihewollen Ton religiöser Andacht, aber ebensogut wussten sie die fast frivol-flotte Lustigkeit in dem Strauss'schen «Wein, Weib und Gesang» zu charakterisieren. Das Pianissimo im Brahms'schen «Wiegenlied» wurde mit wunderbarer Zartheit des Tones gegeben, aber in sonorer Weise rauschte der Pilgerchor aus «Tannhäuser» und die «Tiroler Nachtwache 1810» dahin. Besonders der Pilgerchor war uns, was man so nennen könnte, eine Offenbarung, wir haben ihn bisher als das Schmerzenskind der Operndirektoren gekannt, die nie dafür ausreichend geschulte Kräfte erlangen können. Die übrigen Nummern waren «Werners Lied aus Welschland» (Herbeck), «Im Winter (Kremser)», «Im Gegenwärtigen Vergangenes» (Franz Schubert), «Liebesfrühling» (Reiter) und «Lititzbach» und «Scheerenschleifer» (Volkslieder). Nach jeder Nummer gab es Applaus, wie ihn die riesige «Carnegie Hall», wo das Konzert stattfand, selten gehört hat. Bei vier Nummern war er so stürmisch, dass eine Wiederholung stattfinden musste. Das Philharmonische Orchester wirkte bei fünf Nummern mit, bei mindestens zweien ging aber die Kunst der Sänger zumteil verloren, weil die Streichinstrumente nicht diskret genug kamen. Beim Schluss der Darbietungen wurde den Sängern eine minutenlange Ovation dargebracht, speziell wurden die Dirigenten Eduard Kremser und Richard Heuberger ausgezeichnet, die auch mit Kranzspenden bedacht wurden. Die Plätze für das Konzert waren schon längst im Vorverkauf vergriffen, auch für das zweite Konzert sind keine mehr zu haben. Ähnliches wird aus allen Städten, in denen die Wiener Konzerte geben, gemeldet.

An gesellschaftlichen Aufmerksamkeiten für die Besucher aus der Donau-Stadt fehlt es natürlich nicht. Fast werden sie «killed by kindness», namentlich da der gastgebende Verein, der «Deutsche Liederkrantz», für die Unterhaltung der Wiener tagtäglich ein Programm aufstellt, bei dem die Worte Ruhe und Erholung keine Stätte finden. Für eine Gesellschaft, in der doch immerhin eine reichliche Anzahl in den reiferen Lebensjahren stehende Herren sind, war z. B. der gestrige Tag nicht leicht. Nachdem man schon vorher aus Washington zurückgekommen war, trat man schon vor der Mittagsstunde zu einer Automobilfahrt nach der unteren Stadt an. Dann ging's zu einem Empfang beim Mayor, wo der bei der «City Hall» versammelten vieltausendköpfigen Menge ein Oratis-Kunstgenuss bereitet wurde, indem die Sänger zwei Lieder zum Besten gaben. Abends kam dann das Konzert, das zwei Stunden währte, und darauf folgte noch ein Empfang im österreichischen Verein mit Reden, Toasten, Liedern u. a.

Der Empfang bei dem Präsidenten wird den Sängern stets in der angenehmsten Erinnerung bleiben. Sie fanden in Herrn Roosevelt einen Mann, der ihre Kunst hoch zu schätzen wusste. Die «Tiroler Nachtwache», die sie neben andern Liedern sangen, musste im Weissen Hause wiederholt werden. Der Präsident unterhielt sich dann mit dem Vorstand, Herrn Schneiderhan, von Andreas Hofer und erzählte, wie er schon als Knabe «Zu Mantua in Banden» mit Vorliebe deklamiert habe.

Der Zug durch Amerika, der jetzt folgt und die Sänger nach Philadelphia, Baltimore, Buffalo und Milwaukee führt, wird sich zu einem Triumph für die Kunst des Chorgesangs gestalten, die hier als ganz spezifisch deutsch anerkannt wird. Hoffentlich werden sich die deutsch-amerikanischen Gesangsvereine die Gelegenheit zu Nutzen machen und recht fleissig studieren, wie's die Besucher machen. Davon können nämlich unsere «Singing Societies» recht viel profitieren.

São Paulo.

29. Juni 1907.

Am Montag übernimmt das Pachtunternehmen der Sorocabana den Betrieb der Bahn. Möchte damit auch eine neue Ära des Fortschrittes eingeleitet werden!

Bereits am 20. ds. hat der Ackerbausekretär dem Superintendenten der Bahn die Weisung erteilt, dieselbe in Gemässheit der Klausel VI. des am 22. Mai zwischen der Staatsregierung und dem Pachtconsortium geschlossenen Kontraktes den HH. Percival Farquhar und Hector Legru oder der von diesen gebildeten Gesellschaft zu übergeben.

Die Uebernahme wird natürlich wegen der aufzunehmenden Inventur einige Zeit in Anspruch nehmen. Dr. Alfredo Maia, der der Bahn auch fernerhin als Superintendent vorstehen wird, bleibt bis zur Erledigung der mit der Uebergabe verknüpften Arbeiten im Dienste der Regierung.

Heute ist wiederum ein Jahr seit dem Ableben Floriano Peixotos verfloßen.

Es war eine sturm bewegte Zeit, die Ära des eisernen Marschalls, wie er von seinen Verehrern genannt wurde. Erst späteren, unparteiischer wie die Zeitgenossen urteilenden Geschichtsschreibern wird es vorbehalten sein, festzustellen, ob der blutige Bürgerkrieg, der Brasilien an den Rand des Verderbens brachte, nicht bei einer etwas versöhnlicheren Politik hätte vermieden werden können. Jedenfalls gebührt Floriano Peixoto das nicht hoch genug anzurechnende Verdienst, dem Autoritätsprinzip wieder Geltung verschafft, die republikanischen Institutionen gerettet zu haben. Ohne sein rücksichtsloses Vorgehen und seinen unbeugsamen Willen wäre wahrscheinlich Brasilien dasselbe Schicksal beschieden gewesen, wie den anderen latino-amerikanischen Republiken: Wir wären in absehbarer Zeit nicht aus den Pronunciamentos herausgekommen.

Verurteilte Streiker. Der zuständige Richter verurteilte gestern Raphael Pagano, Adolpho Garcia, José Soares, Arthur Carmeletto und Bernardino Stephano, die angeklagt waren, die bei den Cabuçú-Bauten beschäftigten Genossen durch Drohungen und Gewalt an der Weiterarbeit gehindert zu haben, zu je einem Monat Gefängnis.

Die Kaffeesaison 1906/07 hat, da heute Feiertag und morgen Sonntag ist, schon gestern ihr Ende erreicht. In dem abgelaufenen Erntejahr beliefen sich die Zufuhren in Santos auf nicht weniger wie 15.892.170 Sack, was die Schätzung nur um einige hunderttausend Sack übersteigt. Verschifft wurden 13.845.918 Sack. Die neue Saison eröffnet mit einem Stock von 2.055.290 Sack. Ueber den Jahresabschluss des Rio-Marktes liegen noch keine Daten vor.

Wir lesen im «Berliner Tageblatt» (Nr. 284 vom 7. Juni):

„Der bisherige deutsche Gesandte in Brasilien, Herr v. Treutler, ist vor kurzem nach Christiania versetzt worden. In einem längeren Schreiben, das uns von einer deutschen, aus Brasilien zurückgekehrten Persönlichkeit zugeht, wird die Tätigkeit des abberufenen Gesandten ziemlich scharf kritisiert, und es wird unter anderem auf den Panther-Zwischenfall — der lediglich durch Herrn v. Treutlers Verhalten zur grossen Aktion gemacht worden sei — und auf die Tatsache hingewiesen, dass Herr v. Treutler den Sohn eines früheren Gesandtschaftsbeamten und Hofrats als Hilfschreiber bei der Gesandtschaft mit 9000 Mark Jahresgehalt angestellt habe. Der Rest des Ausfertigten Amtes bezieht allerdings, dass bei der deutschen Gesandtschaft in Rio ein Hilfschreiber mit 9000

Mark Gehalt vorhanden ist, und man kann diesem jungen Manne zu einer solchen Ausnahmestellung nur gratulieren. In dem Schreiben, das uns vorliegt, wird gleichzeitig bedauert, dass beim Scheiden des Herrn v. Treutler aus Rio de Janeiro die offiziöse deutsche Zeitung von São Paulo zwei Artikel veröffentlichte, in denen Herr v. Treutler sehr gefeiert und gleichzeitig sein Vorgänger, Graf v. Arco Valley in der gemeinsten Weise beschimpft worden sei. Graf Arco — der sich, nebenbei gesagt, geweigert hatte, den Hofratssohn als Hilfschreiber zu gewinnen — hat bekanntlich als Gesandter in Tokio beim Ausbruch des russisch-japanischen Krieges den Ernst der Situation verkannt und deswegen den Posten in Tokio mit dem Athener Posten vertauschen müssen. In Brasilien ist Graf Arco, wie von verschiedenen Seiten versichert wird, durch seine gastfreie Art ausserordentlich beliebt gewesen. Jedenfalls scheinen die Angriffe, die in dem offiziellen deutschen Organ von S. Paulo gegen ihn gerichtet werden — und die auch durch eine hiesige Korrespondenz weiter verbreitet worden sind — nicht gerade den lautersten Motiven zu entspringen.

Die aus «Brasilien zurückgekehrte deutsche Persönlichkeit» hat dem «Tageblatt» verschiedene Bären aufgebunden. Erstens sind wir nicht offiziöses Blatt, weder nach der einen noch der anderen Richtung hin (Man vergleiche unseren Artikel «Ein Jahrzehnt» vom 12. Juni), zweitens entspricht es nicht den Tatsachen, dass der «Panther»-Zwischenfall lediglich durch Herrn v. Treutlers Verhalten zur grossen Aktion gemacht worden ist. Dieses zweifelhafte Verdienst gebührt in erster Linie dem damaligen Korrespondenten des «Journal do Commercio» in Florianopolis, in zweiter den Nativistenblättern. Das ganze lief auf nativistische Hetze hinaus.

Mit aller Entschiedenheit müssen wir uns gegen die Insinuation verwahren, Graf v. Arco Valley sei in den von uns veröffentlichten Artikeln in der gemeinsten Weise beschimpft worden. Das ist einfach unwahr. Der Verfasser der Artikel ging allerdings mit dem Vorgänger des Herrn v. Treutler etwas scharf ins Gericht, ohne indessen unpärlamentarisch zu werden. Ausserdem müssen wir bemerken, dass die Artikel nicht unter unserer Verantwortlichkeit erschienen sind. Es waren Eingesandt und wir hatten mit ihnen nichts weiter zu schaffen, als dass wir sie aufnahmen. Wie wenig wir selbst bei der Angelegenheit interessiert waren, geht auch daraus hervor, dass wir die gegnerische Seite ebenfalls zu Worte kommen liessen.

Was den «Hilfschreiber» betrifft, so wird die Reichsregierung wohl triftige Gründe gehabt haben, Herrn v. Treutler zu ermächtigen, einen solchen anzustellen. Doch das geht uns eigentlich nichts an. Uebrigens sind 9000 Mark für brasilianische Verhältnisse durchaus kein hohes Gehalt. Der «junge Mann», der, beiläufig bemerkt, schon bald das Schwabenalter erreicht, wenn er es nicht schon erreicht hat, verdiente früher als Schreiber eines hiesigen Importgeschäftes mehr.

Soweit wir Herrn v. Treutler kennen,

wird es ihm ziemlich schnuppe sein, dass seine Gegner fortfahren, ihn zu verlästern. Jedenfalls wird es ihm eine Genugtuung sein, die Ueberzeugung mit nach Christiania genommen zu haben, dass er überall in Brasilien zahlreiche Freunde zurückgelassen hat, denen sicher, wenn sie diese Zeilen lesen, die goldenen Worte auf der Zunge schweben werden:

Wenn dich die Lasterzunge sticht,
So lasse dir zum Troste sagen:
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

Das Ackerbausekretariat verteilte während der Monate Januar bis Mai an Sämereien 4018 Päckchen mit 1.966.909 Gramm Inhalt an 2211 Personen.

Manizipien.

Sorocaba. Heute vollzieht sich hier die Einweihung der neuen, für die Baumwollentkernung bestimmten Abteilung der Fabrik Santa Helena, welchem Akt der Ackerbausekretär beiwohnt. Die betreffenden Maschinen wurden aus England bezogen.

S. Pedro de Piracicaba. Unter grossen Festlichkeiten wurde hier vorgestern die Wasserleitung eingeweiht. Mehrere Deputierte der Zone waren zur Teilnahme an der Feier erschienen.

Bundeshauptstadt.

Unter Vorbehalt verlanget, der österreich-ungarische Gesandte Graf Forgach kan infolge von Streitfragen jüngsten Datums um seine Abberufung aus Brasilien ein. In politischen Kreisen wird versichert, der Regierungsbeschluss, dem Prinzen Luiz von Orleans, der dem österreichischen Heere bekanntlich als Offizier angehört, die Landung zu versagen, sei der Grund zu der Missstimmung des Gesandten.

Die Gründung des Clubs „Centro Paulista“, dem alle in der Bundeshauptstadt residierenden Paulistaner angehören werden, wurde definitiv beschlossen. Er wird einen Vereinigungspunkt für die hiesigen Paulistaner abgeben, wie ihn in gleichartiger Weise die Paraenser, Catharinenser, Riograndenser und Paranaenser bereits besitzen. Am Montag Abend 7 Uhr wird im Salon des Derby-Club auf Einladung einer Kommission, an deren Spitze General Francisco Glycerio steht, eine Versammlung stattfinden.

Im Juli werden die neuen Schatzamtsnoten mit dem Bilde des Expräsidenten Dr. Rodrigues Alves und die der Konversionskasse mit dem Bilde des Präsidenten Dr. Affonso Penna in Zirkulation kommen.

Der Kapitän des deutschen Dampfers «Belgrano» übergab gestern dem Guardamór der Alfandega verschiedene Gegenstände, die von Passagieren im Stich gelassen worden sind.

Die hiesige Polizei verhaftete heute den verwegenen Räuber Amibal Salgueiro, der beschuldigt ist, in Buenos Aires und Montevideo Raub- und Mordtaten begangen zu haben.

Telegramme.

Deutschland. Die Depots der Berliner Omnibus-Gesellschaft gerieten in Brand. Das Feuer richtete grossen Schaden an.

Frankreich. In Paris starb heute General Bisson.

Spanien. In der Fabrik Sans zu Barcelona fand infolge Platzens eines Destillierkolbens eine Explosion statt. Drei Arbeiter waren auf der Stelle tot, vier andere wurden schwer verletzt. — Kriegsminister General Loño liegt im Sterben.

Russland. Die Polizei verhaftete den Mörder des Obersten Kunieff, Hadrinsk. Im Verhör gestand dieser das Verbrechen ein und erklärte, dass er es im Auftrage der Terroristen begangen habe. — Das Torpedoboot «Ubedninsky» geriet in der Ostsee auf eine Mine und erlitt schwere Havarie. — In Karbin präsentierte ein als Offizier verkleidetes Individuum der Russisch-Chinesischen Bank einen gefälschten Check über 60.000 Rubel. Der Betrug wurde entdeckt und der Gauner festgenommen.

Grossbritannien. In der gestern zu London abgehaltenen Generalversammlung der «St. John d' El-Rey Gold Mining Company» sprach der Präsident über das eisenerzhaltige Terrain, welches die Gesellschaft in Brasilien besitzt. Er erklärte dabei, es sei unmöglich, dasselbst einen Betrieb im Grossen einzurichten, wie es die Regierung des Staates Minas annahm. Die Gesellschaft wünscht nur eine beschränkte Quantität des Erzes zu fördern, um daraus das für ihren Bedarf in den Goldminen nötige Eisen zu gewinnen.

Kolonisation im Staate Rio.

Von einem Freunde unseres Blattes wird uns geschrieben:

«Wie die Staaten S. Paulo, Minas Geraes und Paraná hat auch der Staat Rio de Janeiro begonnen, sich mit der Besiedelungsfrage zu befassen. Leider aber hat der Staatspräsident sich mit einer japanischen Gesellschaft in Unterhandlungen eingelassen, welche beabsichtigt, eine grosse Zahl japanischer Landarbeiter einzuführen. Die Verhandlungen mit dem Vertreter der Gesellschaft, welche wiederum eine Reihe anderer, anscheinend kapitalkräftiger Gesellschaften vertritt, sind schon seit längerer Zeit im Gange und scheinen dem Abschluss nahe zu sein. Wie man hört, sollen die Japaner die Entwässerung der sogenannten Baixada, der aus gedehnten Niederungen des Staates übernehmen, welche trotz ihrer Fruchtbarkeit seither brach gelegen haben. Durch Entwässerung hofft man diese fieber-schwangere Gegend sanieren und bevölkern zu können. Dazu wären ja nun die Japaner gerade recht, wenn man sie nach gefaner Arbeit wieder los werden könnte. Davon kann natürlich keine Rede sein; auch wäre es

ungerecht, wenn man von den guten Nippons verlangen wollte, sie sollten die Früchte ihrer Arbeit anderen überlassen.

Für den Staat Rio wäre die Sanierung der Baixada jedenfalls von allergrösstem Nutzen. Das Bestreben der Regierung, dieselbe zu kolonisieren, kann deshalb nur gebilligt werden. Das Mittel zum Zweck aber ist bedenklich, besonders wenn man die Wahrscheinlichkeit ins Auge fasst, dass ein grosser Teil der japanischen Arbeiter desertieren wird, wenn sie erst einmal an Ort und Stelle sind und das Fieber seine Opfer fordert. Sie würden sich dann in den benachbarten Städten, in der Bundeshauptstadt oder selbst in S. Paulo festsetzen, und diese Aussicht ist sicher nicht verlockend. Die Staatsregierung müsste deshalb vor allem dafür sorgen, dass die einzuführenden Japaner auch wirklich Landarbeiter sind und bleiben.

Ausser den Japanern will der Staat Rio aber auch noch andere Nationalitäten ins Land ziehen. So will die Regierung im Munizip S. Maria Magdalena eine italienische Kolonie gründen und in Theresopolis eine deutsche resp. dänische. Theresopolis liegt etwas über 1000 m hoch im Orgelgebirge. Vor etwa 15 Jahren schon sind dort Kolonisationsversuche gemacht worden und es gibt heute noch eine Anzahl deutscher Kolonisten aus jener Zeit. Kürzlich haben sich ein paar Dänen dort aufgehalten, welche beabsichtigen, einige 100 dänische Familien dort anzusiedeln. Da die Bahn nach Theresopolis bald fertiggestellt werden soll, will die Regierung mit der Kolonisation dort den Anfang machen. Es ist aber sehr fraglich, ob es gelingen wird, deutsche Kolonisten dafür zu gewinnen, um so mehr, als auch die Japaner in Theresopolis mithelfen wollen. Deutsche und Dänen zusammen wäre ja gar nicht schlecht; aber dann noch Japaner dazu! Daraus wird wohl kaum etwas werden. Da werden die Deutschen doch sicher rein deutsche Kolonien im Süden oder in S. Paulo vorziehen.

Die Regierung von Rio hat bereits mit der Bundesregierung Verhandlungen wegen der projektierten Kolonien angeknüpft. Wie versichert wird, will die Bundesregierung den Staat nach Kräften unterstützen.

Die oben erwähnte japanische Gesellschaft will sich nicht nur mit Kolonisation befassen. Sie scheint den Zweck zu haben, den Japanern überhaupt den Weg zu ebnen, dass sie in Brasilien festen Fuss fassen können. Sie wird deshalb auch den Import japanischer Erzeugnisse übernehmen. Zu diesem Zweck und zum Transport der Kolonisten soll eine regelmässige Dampferverbindung zwischen Japan und Brasilien geschaffen werden. Für eine solche Verbindung hat die Bundes-

regierung im Budget eine Subvention von 500 Contos vorgesehen. Ferner will die Gesellschaft auch Bergbau betreiben.

Wie man sieht, wissen die Japaner ganz genau, was sie wollen. Sie haben das Terrain genau studiert und sondiert, und wenn sie einmal kommen, so kommen sie mit Macht, und werden alle Kräfte anspannen, um sich in allen Erwerbszweigen einen guten Platz an der Sonne zu erobern. Um sich die Arbeit zu erleichtern, hat die japanische Gesellschaft einen Brasilianer für sich gewonnen, der zum Generaldirektor für Brasilien ernannt worden ist. Es ist dies der Dr. Raphael Monteiro. Er ist mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet und es stehen ihm reiche Geldmittel zur Verfügung.

Die gelbe Gefahr steht also unmittelbar vor der Tür. Wenn es nicht schon zu spät wäre, möchte man allen unseren Regierungsleuten recht vernehmlich und eindringlich zurufen: «Türe zu!»

F.

Aus Deutschland.

(Original-Bericht.)

Berlin, den 1. Juni 1907.

— Wegen Boykott gegen die Wirtschaft «Fürstenhof» in Zahlendorf erkannte die Strafkammer auf 6–20 Mk. Strafe; die erste Instanz hatte 3 Tage bis 4 Wochen Haft zudiktirt!

— Die Regierung in Arnsberg hat die von der Gemeinde Schüren beschlossene *Lehrerbesoldungserhöhung* von 1400 auf 1500 Mk. nicht bewilligt. Studt-Blüten! Desgleichen wurde diejenige von 1300 auf 1400 Mk. in Sonnenberg abgelehnt, aber die Alterszulage und Mietsentschädigung an Lehrer in Wiesbaden genehmigt.

— In *Germersheim* hat der Bahneinnehmer Paul 20.000 Mark unterschlagen.

— Im Wintersemester 1904/5 hatten die 21 deutschen *Universitäten* 39,719 immatrikulierte Studenten, von denen 3131 sich gleichzeitig den Doktorhut holten.

— Staatsminister Dr. *Graf v. Posadowsky* ist, an Stelle von Boetticher, ins preussische Herrenhaus berufen.

— Dem deutschen Kaiser ist die prächtige *Villa Falconieri* in Frascati durch einen Berliner Bankier geschenkt worden.

— Der Bauarbeiter Bruning stellte sich im November an die Strasse hin, als der Kaiser von der Truppenvereidigung im Automobil vorbeifuhr und streckte dann die *Zunge* heraus. Der Staatsanwalt beantragte für die Majestätsbeileidigung 14 Tage Gefängnis, das Gericht erkannte auf 9 Monate. Etwas weniger hätte auch genügt.

— *Birtorf* hat die Polizei einen 12-jährigen, Wilhelm Borchart, verurteilt, gewerbsmässigen Ein-

bruch verübte. Die Rixdorfer sterben nicht aus!

— Während seines Urlaubs wurde in Spandau der Ulanen-Gefreite *Bendke* erstochen, seiner Barschaft von 60 Mk. beraubt und in die Spree geworfen.

— Die Regierung von *Luxemburg* beantragt Einführung der weiblichen Thronfolge im Falle des Mangels an einem Thronerben. Graf Georg Nikolas von Warenberg, Sohn des Prinzen Nikolaus von Nassau und der Gräfin Warenberg geb. Puschkin, protestiert gegen diese Gesetzesvorlage und verlangt für sich als morganatischer Verwandter den Thron.

— Durch Vermittlung der Witzenhauser Kolonialschule sind in letzter Zeit verschiedene *deutsch-russische Familien* nach den deutschen Kolonien ausgewandert.

— In Frankfurt erhielt der *Soldatenschinder* Sergeant Rudolf Sahner 3 Wochen Mittelarrest.

— In der Presse wird von Staatsrechtslehrern nun nachgewiesen, dass der Erlass des preussischen Ministers des Innern gegen die gemeinsamen Petitionen von Beamten verfassungswidrig sei. Die Beamten haben das gleiche *Petitionsrecht* wie jeder andere preussische Bürger; sie brauchen sich also den neuesten Maulkorb nicht gefallen zu lassen. Aber ducken werden sie sich doch!

— Wie die neueste Statistik zeigt, sind wie in Preussen so auch in Sachsen Lehrer und Schulen sehr überbürdet. Eine ziemliche Anzahl von Lehrern haben 90 bis 120 Schüler.

— Wegen *Wahlagitation* ist dem Dechanten Schleier in Osaun die Schulinspektion entzogen.

— In Konstanz ist der Einjährig-Freiwillige Ivo Wehrle im *Garnison-lazarett* an Gehirnhautentzündung gestorben; während 5 Tagen hat sich der Assistenzarzt gar nicht um den Kranken gekümmert.

— In *Neumecklenburg* und den westlichen Inseln herrschen Arbeiterverhältnisse, welche unseren Agrariern das Wasser in den Mund treiben. Eingeborene sind genug zu bekommen; der Wochenlohn besteht in einer Stange Tabak pro Person.

— Im ganzen Gebiet der Admiraltätsinseln herrscht die Menschenfresserei noch stark. Dabei ist der Menschenschlag ein kräftiger. Also ist der Neger-schinken wohl ein gesundes Nahrungsmittel!

— Elf Mitglieder des Rosdziner *Sokolvereins* wurden wegen Versammlungen mit grosspolnischen Reden zu Gefängnisstrafen von 1 bis 15 Monaten verurteilt. Blüten der Polenpolitik! Die werden sich mal bezahlt machen!

— Der 38-jährige Berliner Buchbinder Karl Riess betreibt seit Jahren ein *rentables Nebengeschäft*, das ihm schon mehrmals Staatsversorgung und

zuletzt zwei Jahre Zuchthaus eintrug. Als jüngst ein Gast in einem Hotel der Friedrichstrasse auf sein Zimmer kam, da lag bereits ein «fremder Kerl» im Bett. Dieser, zur Rede gestellt, erklärte, eine Dame, die indessen verschwunden sei, habe ihn hierher geführt. Bei näherer Nachforschung aber stellte sich der «fremde Kerl» als der unserer Polizei wohlbekannte Hotel-dieb und Buchbinder Karl Riess heraus. Das frühe Zubettgehen des Gastes hatte dem strebsamen Karl diesmal wieder seine Tour vermässelt.

— Immer noch *böse Brüder* gibt's in Rixdorf. Diese Woche wurden der Landwirt Fritz Müssig und der Ingenieur Klotz auf dem Wege vom Bahnhof nach der Wohnung von drei Kerlen angefallen, mit Knütteln niedergeschlagen und ausgeraubt. Erst nach drei Tagen erwischte man in einer Laubenkolonie die Täter: Kellner Mundhass, Kutscher Lehmann und Sattler Massmann.

— Nach unbändiger *Abfütterung* mit Speis und Trank und Reden in Hamburg, Dresden, München, Frankfurt, Berlin und Köln sind nun die englischen Pressvertreter wieder aus dem deutschen Reiche abgezogen; nächste Woche kommt aber schon wieder der Londoner Lordmayor mit noch 52 Stadtvertretern und dann geht die Abfütterung von neuem los. Alles dem zarten Weltfrieden zuliebe.

— Ex-Gouverneur Jesko v. Puttkamer balgt sich nun mit seiner zur Frau v. Gernar avancierten Ex-Cousine in der Presse herum, indem sie ihn als Passfälscher, er sie als ein vielfach vorbestraftes «Individuum» dem Publikum vorführt. Natürlich beeilte sich Scherl in «Woche» und «Tag», die Berühmtheiten in Kodak-Nachbildung vorzuführen. Eine Neuauflage des Prozesses wird den Text dazu liefern.

São Paulo.

1. Juli 1907.

In *Beantwortung zahlreicher* an uns gerichteter *Auffragen* bezüglich der Absichten der Regierung die Gründung einer Kolonie für die Ansiedelung von Deutschen resp. Germanen betreffend, teilen wir auf Grund eingeholter Informationen mit, dass die Idee der Verwirklichung nahe ist. Der Hr. Ackerbausekretär steht wegen Erwerbung eines grossen Landkomplexes in geeigneter Gegend in Unterhandlung. Da anzunehmen ist, dass sich das Geschäft realisiert, so hoffen wir in kurze in der Lage zu sein, ausführlich berichten zu können.

Dr. Alfredo Maia, der verdienstvolle Superintendent der Sorocabaaabahn, ist gestern aus dem Amte geschieden. Die Beamten der Bahn brachten ihm ge-

stern eine *Ovation* dar und zeichneten ihn mit wertvollen Geschenken aus.

Die Anerkennung ist wohlverdient, denn Dr. Alfredo Maia hat eine wahre *Herkulesarbeit* geleistet. Als er auf den schwierigen und verantwortungsreichen Posten berufen wurde, herrschte in allen Dienstzweigen vollkommene Anarchie. Mit hierzulande seltener Energie ging er an die Arbeit und schon nach wenigen Monaten war der Erfolg überall sichtbar. Dank seiner rastlosen Tätigkeit und seinem hervorragenden Organisations- und Verwaltungstalent ist heute der Betrieb der Sorocabana ein mustergiltiger. Hoffentlich tritt die neue Verwaltung in die Fussstapfen der alten.

Gestern fand eine Generalversammlung der Aktionäre der Paulista Eisenbahngesellschaft statt, an welcher 139 Aktionäre teilnahmen. Vertreten waren 103.109 Aktien.

Die Versammlung genehmigte einstimmig den Bericht der Direktion und das Gutachten des Aufsichtsrates und erteilte ersterer Entlassung. Auf Antrag des Hrn. José de Paula Leite de Barros wurde beschlossen, der Sociedade Paulista de Propaganda de Café eine Subvention von 100 Contos zu gewähren.

Hierauf wurden zu Direktoren für die nächsten drei Jahre gewählt die HH. Dr. Antonio Prado (Präsident), Francisco Antonio de Souza Queiroz (Vizepräsident), Conde de Prates, João Baptista de Mello Oliveira und Antonio de Lacerda Franco. Zu Mitgliedern des Aufsichtsrates wurden akklamiert die HH. João Alvares Rubião Jun., Bento José de Carvalho und João Antonio de Oliveira Cesar.

An die ordentliche Generalversammlung schloss sich eine ausserordentliche, die einen von der Direktion gestellten Antrag auf Erhöhung des Kapitals von 75 auf 80.000 Contos annahm.

Hr. A. Otto Uhle kündigt durch Zirkular für Ende August das Erscheinen des 2. Jahrganges seines «illustrierten deutsch-brasilianischen Familienkalenders an». Wir sind überzeugt, dass die neue Ausgabe ebenso entgegengenommen wird wie die vorjährige, die rasch vergriffen war.

Die ehemaligen Tanzschüler des Hrn. Burgdorf veranstalteten am Sonntagabend in der Lyra einen Ball mit Aufführungen, wozu sie uns mit einer Einladung beehrten.

Die Aufführungen fesselten das Interesse der Festteilnehmer in hohem Grade und hauptsächlich der reizende Schwanke «Er ist mondsüchtig» wurde mit grossem Beifall aufgenommen. Die vielen humorvollen Situationen des Stückes und das gute Spiel — alle Mitwirkenden leisteten vortreffliches — wirkten ungemein anregend.

Der Ball dehnte sich bis zum Morgen aus. Die grosse Ausdauer der tanzlustigen Damen und Herren mag als Beweis gelten, dass es grossartig amüsant war.

Nachträglich besten Dank für die Einladung.

Der Sekretär des öffentlichen Sicherheitsdienstes beabsichtigt, wie verlautet, für dringende Dienste der Zentralpolizei ein Automobil anzukufen.

Zu dem gestern vom Sport-Club Internacional im Velodrom zugunsten der Sociedade Artistica e Beneficente arrangierten Sportfest hatte sich ein, in Rücksicht auf die ungünstige Witterung, zahlreiches Publikum eingefunden, das den sportlichen Veranstaltungen mit lebhaftem Interesse folgte. Im Fussball-Match siegte «Germania» mit 4:1 Goals.

Wie uns die Firma Yazbek mitteilt, hat sie ihre Schuhwarenfabrik von Rua Florencio de Abreu Nr. 35 nach Nr. 130 derselben Strasse verlegt.

Entscheidungen der Behörden. — Ackerbausekretariat. Zahlungen wurden angewiesen: 4:876\$550 an Oskar Lofsgren, Direktor der Staatskolonie Nova Odessa, für Ausgaben zum Besten der Kolonie; 2:245\$500 an Guilherme Hansen für Arbeitslöhne.

Heute wurde die Sorocabana-Bahn ihren hier durch Herrn Alexandre Mackenzie repräsentierten Pächtern übergeben. Ausser dem Genannten nahmen Dr. Alfredo Maia und der interimistische erste Procurador Fiscal, Dr. Eduardo Fontes, an dem Uebnahmeakt teil.

— In dem am Sonnabend zwischen dem S. C. Internacional und dem S. P. Athletic im Velodrom ausgefochtenen Match siegte ersterer mit 3:0.

Der Sekretär des öffentlichen Sicherheitsdienstes erneuerte eine frühere Forderung an die Polizeidelegados des Inneren, nach welcher ihm von der Absendung Irrsinniger nach hier sofortige Mitteilung zu machen ist. Dieselben werden bei ihrem Eintreffen auf der Station von einem inwendig gepolsterten Polizeiwagen zum Weitertransport erwartet werden.

Munizipien.

Campinas. In Rua Alvares Macha to wurde die mit Wunden bedeckte Leiche eines etwa 50 Jahre alten, kräftig gebauten Negers aufgefunden. Die Lage des Toten und andere Anzeichen deuteten darauf hin, dass der Mord an anderer Stelle stattgefunden und der Leichnam später nach der genannten Strasse geschafft worden sei. Nach den angestellten Nachforschungen wohnte der Ermordete nicht in der Stadt und ist wahrscheinlich mit einem in der Chacara des Herrn Joaquim de Camargo Penteado angestellten Schwarzen Namens Zeferino identisch.

Botucatu. Der etwa 35 Jahre alte Caboclo José Lopes Pereira erschoss in Espirito Santo do Rio Pardo den ihm befreundeten Polizeidelegado Francisco de Paula Galluci, als dieser, auf Ersuchen der Geliebten José's, in dessen Hause erschien, um einen Streit zu schlichten. Der Täter, der den Mord anscheinlich in

geistiger Störung infolge übermässigen Alkoholgenusses beging, wurde verhaftet und nach Botucatu eingeliefert.

Bundeshauptstadt.

Im zoologischen Garten sind drei Stiere und eine Kuh ausgestellt, welche die Herren Coronel Antonio Lutterbach und Lutterbach Irmãos, Fazendenbesitzer im Munizip Cantagallo, Staat Rio, durch Vermittlung des weltbekannten Hamburger Tierhändlers Hagenbeck aus Indien importierten. Die Tiere sind Mustertypen der Rassen Neliores und Hissar.

Der 19 Jahre alte Odete Lago stürzte sich aus Liebesgram am Sonnabend von einem Cantareira-Bond ins Meer und ertrank.

Aus den Bundesstaaten.

Minas. Die minenser Zeitungen meldeten vor einigen Tagen die Ermordung des politischen Lokalchefs in Carmo do Parnahyba, des Coronel Sabino de Deus Vieira. Die Verantwortlichkeit für die Tat schien auf dem Militärdelegado des Munizips, Tenente Emilio Guimarães, zu lasten. Der Bevölkerung bemächtigte sich eine aussergewöhnliche Erregung, und man sah ernste Folgen voraus. Diese Befürchtung hat sich bestätigt. Am 21. Juni wurde Tenente Emilio Guimarães ebenfalls das Opfer eines Mordes. Einzelheiten über den Fall sind bei der mangelhaften Verbindung bisher noch nicht bekannt geworden.

Paraná. Vor einiger Zeit verschwand in Paranaguá unter mysteriösen Umständen Carlos Stropper. Nun wurden verschiedene ihm gehörige Sachen am Kopfende der Landungsbrücke der Firma Munhoz da Rocha & Co. in Porto d'Agua aufgefunden. Man mutmasst deshalb, dass Stropper den Tod in den Wellen fand. Die Polizei leitete eine Untersuchung ein.

Telegramme.

Deutschland. In Berlin erhält sich hartnäckig das Gerücht, Fürst Bülow wolle aus Gesundheitsrücksichten vom Reichskanzleramt zurücktreten. Nach anderer Lesart sei der Grund zu diesem Entschlusse in seinem Missvergnügen über die Opposition des Centrums im Reichstage zu suchen.

Holland. In der Freitagsitzung der ersten Kommission der Haager Friedenskonferenz hielt der brasilianische Delegierte und Ehrenpräsident dieser Kommission eine einstündige Rede zugunsten der nordamerikanischen Vorschläge betreffs der Beschlagnahme von Privateigentum im Seekriege. Die österreich-ungarische Delegation sprach sich für den nordamerikanischen Vorschlag aus.

Belgien. In dem zu Brüssel stattfindenden Prozess gegen den der Ermordung Balmacedas angeklagten Carlos Waddington verlas der Staatsanwalt die Briefe, welche die Schwester des Angeklagten an ihren Bräutigam und Verfänger richtete. Hiergegen erhob Waddington lebhaften Protest. Sein Anwalt

Huysmans beruhigte ihn und rügte den Staatsanwalt scharf, dass er den Inhalt dieser Privaterrespondenz vor der Öffentlichkeit bekannt gebe. Das Tribünenpublikum zischte den Staatsanwalt aus, worauf der Gerichtspräsident die Verhandlung abbrach und die Tribüne räumen liess. Nach wiederaufgenommener Sitzung erklärte der Präsident, dass er dem Präsidenten des «Barreau» von dem Verhalten der bei dem Falle beteiligten Anwälte in Kenntnis setzen werde.

Frankreich. In Toulon geht das bisher nicht bestätigte Gerücht, zwischen Schiffen des Mittelmeergeschwaders hätte ein Zusammenstoss stattgefunden. Nach dem Pariser «Journal» ist der Panzer «Jauriguerie» mit dem Torpedoboot «Pertuisane» in Kollision geraten, wobei 60 Menschen den Tod fanden. Das «Petit Journal» meldet, der Torpedojäger «Dard» habe Schiffbruch erlitten. — Als am Sonnabend in der Kammer der Deputierten Lasies gesprochen, antwortete ihm der Radikale Bedouce in heftigen Worten. Lasies entgegnete in gleicher Weise, und es kam zu einem grossen Tumult. Die beiden Deputierten fassten sich am Kragen und traktierten sich mit Bussritten. — Die Deputiertenkammer verwarf, dem Wunsch der Regierung entsprechend, mit 323 gegen 256 Stimmen den Antrag, über die Unruhen in Südfrankreich eine parlamentarische Untersuchung anzustellen.

Spanien. Kriegsminister General Lofio ist gestorben. Seine Leiche wurde in der Kapelle des Kriegsministeriums aufgebahrt.

Portugal. Die Londoner Zeitungen berichten, dass sich die Lage in Portugal erheblich verschärft und ernste Ereignisse nahe bevorstünden.

Russland. In Tiflis wurde Fürst Charcodze von Terroristen ermordet, die nach der Tat sein Haus vollständig ausplünderten. — Zar Nicolaus will, wie angekündigt wird, in Kürze in Begleitung seiner Familie die Küste Finnlands besuchen. Ministerpräsident Stolypine wird sich ihm in der letzten Woche des Ausflugs anschliessen.

Vereinigte Staaten. Weil sie mit dem Superintendenten des Strassenreinigungswesens unzufrieden sind, traten die New Yorker Strassenkehrer in den Ausstand. — Dem Londoner «Daily Mail» wird aus New York gemeldet, dass die Polizei in S. Francisco, Kalifornien, verschiedenen dort ansässigen japanischen Geschäftsleuten ohne plausiblen Grund die nachgesuchte Lizenzverlängerung vorweigerte. Die Betroffenen sind im Zweifel, ob sie sich beschwerdeführend an die Gerichte wenden oder ihre Regierung um diplomatisches Einschreiten ersuchen sollen.

China. Eine Feuersbrunst, die während der Vorstellung ausbrach, äscherte das chinesische Theater in Hongkong ein. 10 Künstler und etwa 500 Zuschauer fanden dabei ihren Tod.

Aus Deutschland.

(Original-Bericht.)

Berlin, den 1. Juni 1907.

— Wie der König von Sachsen bei den letzten Wahlen sagte: «Jetzt ist es erst eine Lust zu leben», so dachte auch der Schauspieler und Regisseur Hansen in Wiesbaden, wo er ohne Arbeit und doch in Saus und Braus lebte und sogar in eigenem Auto ausfuhr. Wie das zugeht? Ganz einfach. Ein reicher Industrieller hatte eine Hausdame in «angenehmer» Stellung bei sich. Diese Stellung erlaubte ihr, neben dem Industriellen sich noch zur linken Hand den Hansen, den langgelockten Jüngling, zu halten. Da aber dieser mehr Geld brauchte, als die «angenehme» Stellung der Hausdame ergab, so machte diese einen kräftigen Griff in die Wertpapierschublade des Industriellen. Mittelst verschiedener Unterschriftenfälschung wurden die Papiere abgesetzt, jetzt aber die Hausdame und ihr Hansen verhaftet, wobei dieser noch für 40.000 Mk. solcher Papiere in der Tasche hatte. Na, was tut man nicht aus Liebe!

— Von ihrer schlaun Stiefmutter wurde die 12-jährige Schülerin Else Kriech in der Putzuserstrasse 40 als *Frühstücks-Diebin* abgerichtet. Alle Morgen um 5 Uhr musste das Kind aufstehen und die Nachbarhäuser abklopfen, um die an die Wohnungstüren angehängten Frühstücksbeutel zu sammeln und die Beute der Stiefmutter zu bringen, wobei sie aber schliesslich abgefasst wurde.

— Eine Hochschule mit Doktorenfabrik hätten die Hamburger schon längst so gerne gehabt. Jetzt ist Hr. Dernburg dort und verhandelt über die Gründung einer *Kolonialakademie*, wo natürlich dann eine neue Doktorspezie, die «Kolonialdoktoren», fabriziert werden wird.

— Auf je 120 Einwohner kommt in Preussen ein *Beamter*. Drum werden die Zahlen auf dem Steuerzettel immer grösser!

— Der Stettiner «Vulkan» verteilt pro 1906 eine Dividende von 14 Prozent; ein Aktionär beantragte 20 Prozent. In den Aufsichtsrat ist Generaldirektor Ballin gewählt. Im Schiffbau herrschen Flut und Ebbe; doch ist gegenwärtig die Beschäftigung gut.

— Die *erste elektrische Normal-spurbahn* soll nun das linke Rheinufer erhalten; sie soll dem Frachtverkehr zwischen dem Ruhrgebiet und dem Saarrevier dienen.

— Die *Berliner Handelsschule* hat in diesem Semester 255 Studenten, darunter 25 Ausländer.

— In *Bautzen* ist der Amtsgerichtsdienr Kuttner, der viele weibliche Gefangene missbrauchte, zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

— In Frankfurt erhielten der Eisendreher Theodor Füsser und der Tagelöhner Hermann Keilbach je 2 Jahre

Oefängnis und 5 Jahre Ehrverlust, weil sie einen homosexuellen Kaufmann durch *Erpressung* ruiniert hatten.

— In Rheinhessen stehen die *Weinreben* sehr gut.

— Am 15. Juni reist Gouverneur v. Lindequist nach Südwestafrika, um dort dem am 25. Juli ihm nachfolgenden Hrn. v. Schuckmann das Amt zu übergeben. Gouverneur Seitz verreist am 10. Juli nach Kamerun, Hauptmann Dominik Ende September als Referent nach Südkamerun. Dernburg tritt von Genua aus am 15. Juli seine Kolonialreise an.

— Während des Monats Mai sind in den *Berliner* Hotels 85.963 Fremde abgestiegen; wie immer sind die Russen wieder an der Spitze mit 5131 Mann.

— Der neue Regent von Braunschweig, *Herzog Johann Albrecht*, der am 5. Juni seinen Einzug hielt, hat in einer Amnestie alle Freiheitsstrafen unter 6 Wochen und Geldstrafen unter 150 Mk. erlassen.

— Wie *Erstklassige* den Gerichtsvollzieher behandeln, davon gab diese Woche ein deutsches Prinzenpaar in Beispiel. Prinz Eberwyn zu Bendheim-Steinhfurt hatte Ende voriges Jahr auf das Erstgeburtsrecht zugunsten seines Bruders verzichtet, sich mit einer ziemlich windigen Dame, Lili Langenfeld, verheiratet und mit Frau, Schwiegereltern und Schwager das Schloss Ond-Wassenaar bei Leyden bezogen. Da wurde auf hohem Stiefel gelebt, als aber am 15. Mai die Miete fällig wurde, konnte man nicht bezahlen. Der Gerichtsvollzieher erschien und waltete seines Amtes; das prinzliche Paar liess sich währenddessen in seinem Tennisspiel gar nicht stören. Indessen haben die Herrschaften den Auszug nach Deutschland bewerkstelligt, die Schwiegermutter aber, eine der Berliner Polizei wohlbekannte Grösse, blieb wegen Beinbruches noch auf dem Schlosse zurück.

— Hannover hat wieder eine neue *Spileraffäre*. Eine grössere Anzahl Offiziere sind bereits wegen hohen Spieles in Strafe genommen. Der Vater eines «Gerupften» brachte die Sache zur Anzeige. Von Berlin aus ist Untersuchung angeordnet.

Eingesandt.

Aus der Hansa.

In einer Ihrer letzten Zeitungen wurden die Zustände in der Verwaltung der Hansa als russische bezeichnet. Markanter als dies eine Wort konnte nichts die Verhältnisse hier klar legen. Unwillkürlich fragt man sich nur, hat die Direktion der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft denn gar keine Kenntnis über die Verwaltung ihrer Kolonie? Glaubt man, die Bahn einzig und allein mache den Kolonisten zufrieden? Sie

kann höchstens dem Kolonisten Verdienst auf kurze Zeit geben, damit er dann um so eher der Hansa entrinnen kann.

Brasilien ist ein Land der Freiheit, aber die Hansa ist das Russland in Brasilien. Nicht einmal Religionsfreiheit herrscht hier, denn die Direktion sucht die evang. lutherische Kirche zu unterdrücken und das allein seligmachende evang. reformierte Bekenntnis ihres Pfarrers und Beamten zur Hansareligion zu erheben. Wie der Hanseate über die «obersten» Beamten urteilt, Direktor und Pfarrer, die sich gegenseitig stützen und ergänzen, bleibe lieber unerörtert. Und wie wird da hinter den Kulissen gearbeitet gegen missliebige Kolonisten! Was Wunder, wenn einer nach dem andern der Hansa den Rücken kehrt und Brasilien dadurch in Verruf gebracht wird. Kann der Kolonist seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, und bis jetzt konnte es Keiner der mittellos ins Land kam, auch wenn er noch so fleissig auf seiner Kolonie arbeitete, so wird er mit Ausweisung bedroht. 40 Milreis pro Hectar ist doch ein Landpreis, der auch die seitens der Gesellschaft gebahnten Wege verträgt.

In die Welt freilich wird immer schön hinausposaunt aus der Hansa. Die Direktion unterhält ja ein eigenes Blatt, den «Hansaboten», dessen Redakteur der Pfarrer, ein Allerweltskerl, ist. Pfarrer, Lehrer, Schulinspektor, Redakteur, Bankier als Direktor der Vor-schussbank, erster Beamter der Gesellschaft — also wie ist gegen den Mann anzukommen und wie kann er den armen Kolonisten, ja ganze Gemeinden drangsaliieren. So verbietet er einer Schulgemeinde den Verkehr mit einem Pfarrer! Warum? Weil der Pfarrer andersgläubig ist und zufällig auch Redakteur, wenn auch eines kirchlichen Blattes.

Viele Kolonisten haben sich jetzt an die paulistaner Regierung gewandt um freie Fahrt nach dort, andere an die deutsche Regierung um Gewährung freier Fahrt nach Südwestafrika. Ein anderer Teil wendet sich jetzt an die Bundesregierung um Gewährung freien Transports auf devolutes Regierungsland. Was kann eine Regierungsunterstützung der Hansa nützen? Nur höchstens Weiterwurschtelei auf Regierungskosten, es sei denn das System wird geändert. Mit Vertrauen und Hoffnung blickt man auf Hrn. Fähr als zukünftigen Direktor. Er hat sich bei seinem hiersein die Herzen aller erobert und versteht vorurteilsfrei zu beobachten. Die jetzige Direktion geniesst und verdient kein Vertrauen.

Z T.

Bemerkung der Redaktion.

Für unsere europäischen Leser bemerken wir, um Verwechslungen zu vermeiden, dass die Hansa im Staate Santa Catharina liegt.

São Paulo.

2. Juli 1907.

Gestern fand im Zentralbureau der Sorocabanabahn die formelle Uebergabe des beweglichen und unbeweglichen Eigentums an die Vertreter des Pachtunternehmens statt. Ausser diesen, den HH. A. Mackenzie und J. Egan, wohnten dem Akt bei in Vertretung der Staatsregierung Dr. Eduardo Martins Fontes und Dr. Benedicto Marques, seitens der Bahnverwaltung die HH. Dr. Alfredo Maia, Superintendent, Dr. Antonio Penido, Betriebschef, Dr. Henrique Scheving, Lokomotionschef, Dr. José Thomaz Nabuco de Araujo, Streckenchef und mehrere andere höhere Beamte der Bahn. Ueber die Uebergabe wurde ein notarielles Protokoll aufgenommen. Nach Unterzeichnung desselben stellte Dr. Alfredo Maia den Vertretern des Pachtunternehmens das Personal vor, welches er ermahnte, auch fernerhin sich des bisherigen Pflichteifers zu befleißigen. Der neue Superintendent, Hr. Egan, sprach sodann seine Anerkennung über die von der verfloffenen Verwaltung geleisteten Dienste aus. Dr. Alfredo Maia lehnte gestern wiederholt unter Anführung triftiger Gründe ein ihm gemachtes Anerbieten, auf seinem Posten zu verbleiben, ab. Die übrigen Beamten treten in den Dienst des Pachtunternehmens über, welches seinen Sitz in S. Paulo haben und den Titel Sorocabana Railway Co. führen soll. Die Leitung wird den HH. A. Mackenzie, João Teixeira Soares und Trajano de Meideiros anvertraut werden.

Heute ist mit der Aufnahme der Inventur begonnen worden.

Auch die hiesige Associação Commercial hat den Finanzminister angezogen, für schleunige Lieferung von Konsumsteuermarken an das Santosser Zollamt Sorge zu tragen.

Wie wir vor einigen Tagen berichteten, herrscht schon seit über zwei Monaten Mangel an solchen Marken, wodurch der ganze Geschäftsbetrieb unterbunden wird.

Uebrigens hat sich herausgestellt, dass nicht der Zollinspektor, sondern das Münzamt in Rio Schuld an dem Mangel trägt. Der wahre Angiastall, dieses Amt, der dringend einer Reinigung bedarf.

Zwischen den Kapuzinern und den Benediktinern ist es zu einem Konflikt gekommen, weil erstere von ihrer São Francisco-Kirche sich durch Mauerdurchbruch eine Zugangsporte zur angrenzenden S. Benedicto-Kirche eröffneten. Die Benediktiner erhoben dagegen Protest und werden, da derselbe unbeachtet blieb, wahrscheinlich durch ihren Anwalt Dr. Fernandes Coelho gegen dieses Vorgehen vor Gericht Einspruch erheben.

Augenblicklich haben in São Paulo fünf Rechtsrichter die Kriminalprozesse zu führen. Der Staatskongress wird, wie verlautet, die Zahl derselben um drei

vermehrten. Falls der Kongress den in der vorigen Session durch Dr. Plinio de Godoy eingebrachten Gesetzentwurf, der die Schwurgerichte von den kleinen Fällen, wie leichte Verletzungen, Diebstähle usw. entlasten soll, gutheisst, werden die Rechtsrichter diese Vergehen abzuurteilen haben.

Der Finanzsekretär verlängerte die Frist, bis zu der die Grundsteuer für das erste Semester des laufenden Budgetjahres ohne Multe entrichtet werden kann, bis zum 15. Juli.

In der Rechtsfakultät wurden gestern die durch Juni-Ferien unterbrochenen Vorlesungen wieder aufgenommen.

Die gestrige Bilanz des Staatsschatzamtes ergab das Vorhandensein von 790:813\$863 in Gold und von . . . 33.815:170\$768 in anderen Werten, insgesamt also 34.651:948\$631.

Der Staatspräsident empfing gestern von der paulistaner Bancada der Bundesdeputiertenkammer folgendes Telegramm: «Mit grosser Genugtuung teilen wir Ew. Exzellenz mit, dass das Anleihegesetz angenommen wurde und noch heute den Senat zugeht.»

Theater und Konzerte. Im Salon Steinway fand gestern, wie angekündigt, das zweite Konzert des Pianisten Vianna da Motta und des Violinvirtuosen Moreira de Sá statt. Trotz der ungünstigen Witterung hatte sich ein zahlreiches und distinguirtes Publikum eingefunden, um den vollendeten Darbietungen der beiden portugiesischen Künstler zu lauschen. Die ersten Programmnummern brachten uns Schöpfungen Chopins, für den Vianna da Motta ein kaum zu übertreffender Interpret ist. Den musikalischen Höhepunkt des Abends, aber bildete der Sonate Op. 110 von Beethoven, ein geniales Werk des grossen Komponisten, das in genialer Weise von dem grossen Künstler wiedergegeben wurde. Nur ein Genie ist im Stande ein anderes Genie vollständig zu erfassen. Hier war dieser Fall gegeben, und der Eindruck auf das Publikum war deshalb ein gewaltiger, kaum beschreiblicher. Als Vianna da Motta geendet, war die gesamte Zuhörerschaft für Sekunden zunächst wie betäubt, dann erst löste sich der Zauberbann, unter dem sie stand, in stürmischen Beifall auf. Auch in den übrigen Kompositionen zeigte sich der Künstler als unübertrefflicher Meister. Dem hochbegabten und geschätzten Violinvirtuosen Moreira de Sá wurde nach Absolvierung seiner Programmnummern gleichfalls lebhafter und wohlverdienter Applaus zuteil.

Maulziption.

Santos. — Im abgelaufenen Monat starben hier 176 Personen.

— Wegen Mangel hygienischer Vorkehrungen sind, wie verlautet, zahlreiche Kinder des hiesigen Waisenhauses erkrankt. Einige derselben fanden bereits in der Santa Casa Aufnahme. Die Krankheit zeigt den Charakter der Krätze.

Friedburg (Korrespondenz). Am Sonntag, den 23. Juni, hielt unser Schulverein sein 28. Schulfest gewohntermassen ab. Begünstigt von heiterer Witterung nahm das Festchen seinen fröhlichen Verlauf, und, wenn auch veranlasst durch das Schützenfest in Itaipu, welches kurz vorher abgehalten war, der Besuch der Campineenser Mitglieder ausblieb, so bot das Erscheinen zweier Herren aus São Paulo, welche dem Feste als Gäste beiwohnten und es in dankenswerter Weise durch Vorträge usw. verschönern halfen, ausreichenden Ersatz. Das usuelle Sacklaufen der Knaben und Töpfeschlagen der Mädchen lockte viele neugierige Zuschauer an, ebenso fanden die Gesangsvorträge und Deklamationen der Schulkinder allgemeinen Anklang. Der darauf folgende Kindertanz erreichte seine Endschaft um 8 Uhr abends, worauf dann die Erwachsenen in ihr Recht traten. Eine kleine feuchte Ecke, von den beiden hochanständigen Herren Gästen aus S. Paulo mit grossem Geschick und gründlicher Verve etabliert, vereinte eine Anzahl teilnehmender Festgäste bei heiterem Gespräche usw. noch lange. — Am folgenden Morgen wurde die Schule besichtigt und deren Leistungen durch die Herren Gäste — Mitglieder der Vorstandschaft der deutschen Schule in S. Paulo — günstig beurteilt.

Mögen die Teilnehmer am Feste und die HH. Gäste aus S. Paulo sich derartig befriedigt gefühlt haben, dass wir für das Folgejahr den Wunsch aussprechen dürfen: Auf frohe Wiederkehr!

Thassilo.

Jahú. Dem Polizeidelegado wurde angezeigt, dass im hiesigen Polizeigefängnis ein Insasse verprügelt worden und sieben Tage darauf gestorben sei.

Bundeshauptstadt.

Der Direktor der Baukommission der Noroeste do Brasil, Ingenieur Schnoor, verlässt am Donnerstag die Bundeshauptstadt, um den Weiterbau der Strecke Baurú-Corumbú zu leiten.

Der Vormittag 9 1/2 Uhr hier ein treffende Petropolis-Zug kollidierte nahe der Station Penha mit einem Vorortzuge der Companhia Leopoldina. Die beiden Lokomotiven und die Wagen wurden schwer beschädigt. Die Passagiere kamen mit dem blossen Schrecken davon.

Der Direktor der Zentralbahn, Dr. Aarão Reis, scheint definitiv entschlossen zu sein, bei den Vorortzügen der Bundeshauptstadt den elektrischen Betrieb einzuführen. Dies würde in Uebereinstimmung mit der Light and Power geschehen.

Man befürchtet, dass die Kohlenarbeiter wegen Lohnverkürzung in den Ausstand treten. Fünfzehn Fusspolizisten und zwei Kavalleriepatroillen gingen zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach der Arbeitstätte ab.

Aus den Bundesstaaten

Rio. Eine im Koloniedistrikt bei S. Fidelis wohnende Negerin erhängte ihren eigenen, vier Jahre alten Sohn, zerteilte ihn und bereitete aus den Fleischstücken mit Aipim ein Mahl. Ein Töchterchen der unnatürlichen Mutter, die ein gleiches Schicksal fürchtete, floh zu Nachbarin und machte dort Mitteilung von der scheusslichen Tat. Diese erstatteten bei der Polizei Anzeige, welche für Festnahme des entmenschten Weibes sorgte.

Goyaz. Ein vielbeschäftigter Mann ist Dr. Joviano de Castro. Er ist Deputierter, versieht das Amt eines Hygiene-Inspektors und bekleidet zwei Lehrstühle am Gymnasium.

Ceará. In Maranguape kam es zu Ländereistreitigkeiten, wobei drei Personen getötet und eine schwer verletzt wurden.

Santa Catharina. Berliner Telegramme besagen, dass eine deutsche Kapitalistengruppe definitiv beschlossen habe, die Eisenbahn Blumenau-Hammonia, letzteres der Hauptstadtplatz der Hansa, mit den Rio Negro- und Curitybanos-Zweiglinien zu bauen. Hoffentlich ist es diesmal wahr. Die technischen Terrainstudien für die Strecke Blumenau-Hammonia wurden bereits vor drei Jahren gemacht.

Rio Grande do Sul. Eine heftige Feuersbrunst zerstörte in Porto Alegre den in Rua America 190 belegenen Feuerwerksbazar des Joaquim José Teixeira. Der Bazar ist mit 50 Contos versichert.

Telegramme.

Deutschland. Die Bank- und Börsenkrise in Berlin verschärft sich in beunruhigender Weise. Der Bankier Kiltz und andere von gleich bekannten Namen erklärten sich für zahlungsunfähig. Kiltz wurde wegen des Angreifens von Depositen verhaftet. Auch die Bank von Danzig stellte ihre Zahlungen ein. Ihr Direktor verlor bei Spekulationen in nordamerikanischen Eisenbahn- und australischen Minen-Aktien rund zwei Millionen Mark. — Während der gestrigen Regatten in Kiel nahm die Yacht «Hamburg» des Herrn Tietjen der Kaiseryacht «Meteor» den Oberwind. Der Kaiser forderte seinen Rivalen auf, einen Positionswechsel vorzunehmen, aber Herr Tietjen weigerte sich dessen und schlug dann im weiteren Verlauf der Regatta die kaiserliche Yacht mit 13 Sekunden. Kaiser Wilhelm erhob Protest und ersuchte um Annullierung der Regatta. — Der Afrikaforscher Leutnant Graetz entschloss sich, den schwarzen Erdteil im Automobil zu durchqueren. — In Berlin starb als ein Opfer der Wissenschaft Professor Dr. Maximilian Schuller. Bei seinen Versuchen, die Eigenschaften des Krebs-Bacillus zu erforschen, hatte er sich selbst das furchtbare Leiden zugezogen. — In Kiel reisten zwei Individuen zu, welche sich Admiral Dewey und Admiral Togo nannten. Es

erwies sich, dass man es mit zwei Abenteurern zu tun hatte. Dieselben wurden darauf sofort verhaftet.

Schweiz. Der Direktor der bedeutendsten schweizerischen Fabrik optischer Instrumente, Dr. Czarsky, ist gestorben.

Spanien. Bei Ferrol tobte ein heftiger Sturm. Zahlreiche fremde Dampfer liefen, Schutz suchend, in den Hafen ein, einige derselben mit Havarien. Einer französischen Torpedobootflotte, die auf dem Wege nach Lissabon war, aber auf hoher See von dem Unwetter überrascht wurde, gelang es gleichfalls, den Hafen zu erreichen. Die königliche Yacht, «Giralda» verschob ihre Abfahrt nach San Sebastian und Coruña. Bei Corcubion strandete ein mit Getreide befrachteter englischer Dampfer. Die Wogen drangen in die Laderäume. Die Bemannung wurde gerettet.

Argentinien. Es bestätigt sich, dass der Aeronaut Selimbaré im La Plata ertrank.

Uruguay. In Montevideo verlautele, Baron Rio Branco werde eine Spezialkommission dahin senden, deren Aufgabe es sei, mit der Regierung Uruguays ein Uebereinkommen zu erzielen, das den Klagen der durch die letzte Revolution geschädigten riograndenser Estancieros ein Ziel setzt, und die Schuld Uruguays an Brasilien in Richtigkeit bringt.

Chile. Im ganzen Lande herrscht aussergewöhnliche Kälte. In Santiago sank das Thermometer auf fünf Grad unter Null. — In Santiago geht das Gerücht, fast alle Kriegsschiffe würden, weil es an der erforderlichen Bemannung mangelt, abgerüstet werden.

Landwirtschaftliche Verhältnisse im Staate São Paulo.

Ueber den Staat São Paulo sind schon sehr viele Beschreibungen erschienen, welche ihn sehr eingehend und wahrheitsgetreu behandeln und die grosse Zukunft, die diesem Staate unzweifelhaft bevorsteht, recht zu würdigen verstehen. Das sind Schriften von Gelehrten, Statistikern, Forschern oder Reisenden. Aber es herrscht ein dringender Mangel an Schriften, welche den Staat von dem Standpunkte eines Ansiedlers-Kleingrundbesitzers aus betrachtet hätten, den die Geschichte und Literatur des Landes, die Museen, die Bildergalerien, die guten oder schlechten Hotels desselben, selbst statistische Daten über Import und Export, sogar die kolossalen Umsätze der dortigen Banken, die unerhörten Reingewinne der Eisenbahnen, der Blei- oder Steinkohlenlager und dergleichen schöne Sachen weit weniger interessieren, als die Lebens- und Erwerbsverhältnisse, die er als Kolonist in diesem Lande vortreffen würde.

Durch diesen Mangel an Schriften für den Auswanderer ist es auch zu er-

klären, dass sehr oft Leute, welche von den unermesslichen Naturreichtümern des Staates S. Paulo gelesen, von dem Kolonistenleben desselben aber sehr falsche Ansichten haben, nach S. Paulo gehen, und, weil sie zu den Verhältnissen des Landes nicht passen, dann vielen Enttäuschungen und Misserfolgen ausgesetzt sind.

Die meisten von den Auswanderern sind Handwerker, Fabrikarbeiter. Diesen muss strengstens von der Auswanderung nach S. Paulo abgeraten werden, obgleich sie sonst sehr tüchtige und brauchbare Menschen wären. Denn es ist hauptsächlich hervorzuheben, dass São Paulo ein spezieller Ackerbaustaat ist, und dass das einzige Mittel, um hier sein sicheres und gutes Fortkommen zu finden, ausschliesslich die Landwirtschaft ist. Jeden, der nicht an die Landwirtschaft und ans Landleben gewöhnt ist, erwartet hier Enttäuschung und Misserfolg. Es genügt noch nicht, dass man physisch imstande ist, schwere körperliche Arbeiten zu verrichten, aber die Lebensanschauungen des Fabrikarbeiters sind grundverschieden von denen eines Kolonisten-Kleingrundbesitzers. Der Fabrikarbeiter ist gewohnt, für festen Lohn zu arbeiten, und sein Leben bloss bis zum sogenannten Zahlungstage einzuteilen, während der Kolonist selbstständig zu arbeiten hat und sich auf mehrere Monate, ja sogar mehrere Jahre einteilen muss. Wenn er zum Beispiel einen Fruchtbaum pflanzt, so erhält er Lohn für seine Mühe erst nach einigen Jahren. Gerade diese Verschiedenheit in der Lebensenteilung ist die Hauptursache, warum die Lohnarbeiter, obwohl an schwere körperliche Arbeit gewöhnt, in São Paulo nicht vorwärtskommen. Ausserdem passen die Frauen der Städtebewohner nicht fürs Kolonistenleben. Denen ist es bequemer, für bares Geld eine Tasse Milch zu kaufen, als sich mit dem dummen Vieh herumzubalgen. Besonders gross ist das Unglück, wenn solch ein Städter ganz mittellos ankommt, so dass es ihm anfangs nicht möglich ist, zu einer Kuh zu kommen. In diesem Falle muss er der Milch gänzlich entsagen, welche hier — wenigstens in der Hauptstadt — 600 Reis pro Liter kostet (nach gegenwärtigem Kurse 80 Pfennig, oder 40 Kopeken, oder eine Krone), und deshalb nicht nach der Tasche eines armen Mannes ist. Wie vorteilhaft der Preis für den Kolonisten-Milchproduzenten auch sein mag, für den mittellosen Städter nebst seiner Familie bedeutet er Verzweiflung.

Ausserdem fehlen dem Städtebewohner in der Kolonie Trottoire und nachts Strassenbeleuchtung, woran er sich in der Stadt so sehr gewöhnt hat. Dieses bitte nicht zu unterschätzen.

Es ist wahr, dass das Land hier äusserst fruchtbar und von der Natur verschwenderisch ausgestattet ist, da-

rum ist es doch kein Schlaraffenland, wo einen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Das Land vereinigt in sich sämtliche Bedingungen, um das Leben eines Ansiedlers angenehm und vortheilhaft zu gestalten: als angenehmes Klima mit ewigem Sommer, fruchtbares Land mit Fülle von Wald und Wasser, und teure Preise auf landwirtschaftliche Erzeugnisse. Doch wenn keine Arbeit und Mühe verwandt wird, erzeugt das Land auch dort nur Dornen und Disteln. Deshalb ist es auch solchen nicht anzuempfehlen, die mühe-los reich werden wollen und mit der Arbeit auf gespannten Fuss leben.

Auch ganz mittellosen Leuten soll man nicht anraten, hierher auszuwandern, selbst wenn sie tüchtige Ackerbauer wären, denn um auf eigenem Grundstück das Leben als Kolonist anfangen zu können, sind wenigstens 400 - 500 Mark (oder 500—600 Kronen, oder 200—300 Rubel) immerhin erforderlich. Ohne dieses Minimum an Vermögen ist es äusserst schwierig, sich ein unabhängiges Leben in São Paulo zu begründen.

Dann ist noch zu erwähnen, dass zum Kolonistenleben immer eine Familie gehört, und dass die Erfahrung gelehrt hat, dass einzelne unverheiratete Leute als selbständige Kolonisten nie gute Erfolge erzielt haben.

Auch ich bin als Kolonist ins Land gekommen, kenne daher die Verhältnisse aus eigener Anschauung und nicht bloss vom Schreibtische vom Hörensagen aus, so dass ich mir ein Urteil darüber wohl erlauben darf.

Johann Gutmann.

São Paulo.

3. Juli 1907.

Gesundheitszustand. In der vergangenen Woche starben hier 93 Personen. Davon gehörten 49 dem männlichen und 44 dem weiblichen Geschlecht an. 74 waren Brasilianer, 19 Ausländer, 47 Kinder unter zwei Jahren. In der gleichen Zeit wurden 205 Geburten und 45 Eheschliessungen registriert.

Personalnachrichten. Von Rio kommt die Trauerkunde, dass Dr. Cesar Bierrembach seinem Leben durch Erhängen in der Zelle des Irrenhauses, in welcher er untergebracht war, ein Ende gemacht hat.

Dr. Cesar Bierrembach entstammte einer angesehenen Campinenser Familie. Sein Vater, ein intelligenter und durch seine hervorragenden Charaktereigenschaften in allen Kreisen beliebter Deutschbrasilianer, war einer der Pioniere unserer jungen Industrie. Seinen Kindern liess er eine gediegene Bildung angedeihen. Sein Sohn Cesar wählte die juristische Laufbahn und legte schon auf der hiesigen Rechtsfakultät, wo er seinen Studien oblag, zahlreiche Proben seines Talentes ab. Schon als Student war er schrift-

stellerisch tätig. Er besass eine glänzende Rednergabe und vermochte wie selten ein anderer das Auditorium zu begeistern. Als Hr. Lehrer Schifferli den 25. Jahrestag seines Wirkens an der Deutschen Schule von Campinas feierte, lieferte Bierrembach ein wirkliches oratorisches Meisterstück.

Bierrembach war Geschichtslehrer am Campinenser Gymnasium. Vor einigen Monaten wurde er beurlaubt, da sich Spuren geistiger Umnachtung an ihm bemerkbar machten. Er ging nach Rio, um sich von Spezialisten behandeln zu lassen, aber alles ärztliche Wissen versagte. Der Wahnsinn kam zum Durchbruch und Bierrembach musste im Irrenhaus untergebracht werden.

Alle, die den hoffnungsvollen jungen Mann kannten, werden erschüttert sein von dem tragischen Ende, das er genommen. Möge ihm die Erde leicht sein!

Den Angehörigen sprechen wir unser aufrichtiges Beileid aus.

— Gestern starb hier Hr. Mario Boemer. Die Beerdigung fand heute Vormittag vom Trauerhause, Avenida da Intendencia 289, aus statt. Den Hinterbliebenen unser aufrichtiges Beileid.

Der französische Spezialgesandte Charles Wiener tritt morgen in Begleitung seines Sekretärs und des Dr. Lourenço Granato seine zweite Reise ins Innere an. Er geht über Campinas bis nach Uberaba, um die von der Paulista und der Mogyana bediente Zone zu besichtigen. In Ribeirão Preto wird er der Fazenda Dumont und den ausgedehnten Pflanzungen des Coronel Francisco Schmidt einen Besuch abstatten. Herr Wiener wird in einem halben Monat nach hier zurückkehren.

Herr Rodolpho G. Libeek wurde gestern zum Direktor der Kolonie Nova Europa, Herr Theodor Leite de Almeida Camargo zum Direktor der Kolonie Nova Paulicéa ernannt.

Der Staatspräsident unterzeichnete gestern das Dekret, welches dem Ackerbausekretariat einen Spezialkredit von 2000 Contos eröffnet. Dieselben sind zur Deckung der Kosten, welche die Neubauten der Sorocabanabahn erforderten, bestimmt.

Aus dem Harz erhielten wir auf kolonierter Postkarte, die die Kästeklippe im Okertal zeigt, von den HH. Robert, Otto und Henrique Grassmann (S. Simão), die sich auf ihrer Europareise dort zur Erholung aufhalten, herzliche Grüsse, die wir hiermit bestens erwidern.

Durch Dekret von gestern erhielt die Companhia de Melhoramentos de Monte Alto die Konzession zum Bau einer Eisenbahn von der Station Ibitirama der Paulista nach Monte Alto.

Munizipien.

Salles Oliveira. Die jüngsten in der Mogyana-Zone niedergegangenen Regengüsse haben in den Kaffeepflanzungen Schaden angerichtet. Nach der Zeit-

tung «Nuporanga» erinnert man sich nicht an ein gleichgeregnetes Jahr.

Bandeshauptstadt.

Der achtjährige Sohn Alfredo des Rua do Campinho 38 wohnenden Gemüsehändlers João Dasmacemo kam am Sonntag Morgen mit einem Licht dem Bettvorhang der Wiege seines vier Monate alten Schwesterehens Isaura zu nahe. Derselbe fing Feuer. Obgleich auf das Hilferufen des Knaben verschiedene Personen herbeieilten und die Flammen erstickten, hatte das Mädchen doch so schwere Brandwunden erlitten, dass es zwei Stunden darauf unter unsäglichen Schmerzen seinen Geist aufgab.

Eine Rangierlokomotive überfuhr Montag Abend 6 Uhr auf dem Centralbahnhofe einen Passagier, der einen zur Abfahrt bereitstehenden Vorortzug besleigen wollte. Die schrecklich verstümmelte Leiche des Unglücklichen, dessen Identität nicht festgestellt werden konnte, wurde nach dem Nekroterium gebracht.

Gerichtsvollzugsbeamte pfändeten im Hause des 78 Jahre alten, blinden Antonio Maria, der eine Monatsmiete schuldete, dessen gesamtes Mobiliar mit Einschluss des Bettes und liessen den Greis hilflos auf dem kahlen Fussboden liegen. Der Aermste starb. Der Polizeichef, der von dem Falle Kenntnis erhielt, ordnete eine Untersuchung an, um festzustellen, inwieweit die Gerichtsbeamten für den Tod des Blinden verantwortlich zu machen seien.

Die Blätter berichten über das tragische Ende eines jungen Mädchens namens Odette Lago, das sich aus Liebeskummer von dem Terryboot «Quinta» ins Meer stürzte. Wie man erfährt, soll die Unglückliche nicht freiwillig in den Tod gegangen, sondern von ihrem Bruder, in dessen Begleitung sie sich befand, dazu gezwungen worden sein. Der Bruder habe den Selbstmord von ihr gefordert, als Sühne für einen Fehltritt, den sie aus wahnsinniger Liebe begangen, und aus Rücksichten auf die Familienehre. Eine schöne Familienehre, die sich auf einen Mord aufbaut!

Im Münzamt wurde gestern schadhaf gewordenenes Papiergeld im Werte von 15.485:050\$000 verbrannt.

Aus den Bundesstaaten.

Rio. Der deutsche Pater Friedrich Rabe, Vikar von Guarulhos, schwor den katholischen Glauben ab und ging heute in Campos mit Senhorita Nora Tinoco die Zivilehe ein. Die Neuvermählten reisten darauf nach Rio. Der Fall erregt in den religiösen Kreisen aussergewöhnliche Sensation.

— Der deutsche Gesandte ersuchte den Polizeidelegado von Petropolis brieflich um Informationen über die Kluge des deutschen Untertanen Joseph Graeff, der angeblich, während er sich an der Tür seines Etablissements unterhielt, der Ziel-

punkt eines Flintenschusses gewesen zu sein. Der Delegado sicherte in seiner Antwort eine Untersuchung des Falles zu.

Pernambuco. Die Herren João de Souza Rodrigues und Alfredo Bandeira stehen im Begriff bei Recife eine grosse Papierfabrik zu errichten, in der Pflanzenfaser als Rohmaterial verarbeitet werden sollen. Die Genannten, welche die modernsten Maschinen bereits in Europa bestellten, ersuchten den Staatskongress um Abgabefreiheit für ihr Etablissement und ihre Fabrikate auf zehn Jahre. In der Fabrik soll Zeitungspapier hergestellt werden. In der Tat ist es unlogisch, dass ein Land, das über so zahlreiche zur Papierfabrikation geeignete Pflanzen verfügt, in seinem Papierbedarf auf das Ausland angewiesen ist.

Pará. Die Direktion der Alcobaca Railway sandte angesichts der Unmöglichkeit, Chinesen für ihre Bahnbauten zu bekommen, nach Rio Grande do Norte und anderen Staaten Emissäre, denen es, wie verlautet, gelang, 800 Arbeiter anzuwerben.

Rio Grande do Norte. Die unglücklichen Bewohner des Staates verlassen infolge der anhaltenden Dürre auf der Suche nach Arbeit die heimatliche Scholle und sind in grosser Zahl in Belém de Pará eingetroffen, wo viele von ihnen für die Bauten der Alcobaca-Praia da Rainha-Bahn engagiert wurden. Die Auswanderer führen Klage, dass sie auf der Reise von Natal nach Pará schlecht behandelt worden seien und Hunger hätten leiden müssen.

Rio Grande do Sul. Der Verkehrsminister Dr. Miguel Calmon erteilte den Portoalegrenser Geschäftsleuten Luiz Antunes & Co. für die von ihnen vervollkommenen Schmalz-, Butter- und Fleischdosen auf 15 Jahre das nachgesuchte Patent.

Telegramme.

Deutschland. Das Direktorium des Kaiserlichen Yacht-Clubs in Kiel wies den Protest Kaiser Wilhelms (vergleiche unser gestrigen Kabelnachrichten!) gegen die Plazierung seiner Yacht «Meteor» bei den Sonntag-Regatten an zweite Stelle als unbegründet zurück. Infolgedessen wird der Kaiser an den künftigen Regatten nicht mehr teilnehmen.

Frankreich. In Paris geht das Gerücht, Etienne sei in Berlin gewesen, um mit der Reichsregierung über ein deutsch-französisches Einvernehmen zu unterhandeln. — In Blois traten 1500 Weber in den Ausstand. — Der Soldat Rochefort von der Kolonialarmee wiegte die Soldaten seines Regiments auf und verwundete einen Offizier schwer mit seinem Bajonett. — Ein heute früh ausgebrochener heftiger Seesturm erschwerte die Schifffahrt zwischen Cherbourg und den Häfen der englischen und französischen Küste. In den anderen Häfen des

Kanals war Vormittags der Schiffsverkehr unterbrochen.

Italien. In der Provinz Udine wurden heute Erderschütterungen verspürt. — Morgen, am hundertjährigen Geburtstag Giuseppe Garibaldi's, wird König Victor Emanuel alle wegen politischer und militärischer Vergehen Verurteilten begnadigen.

Portugal. Die Regierung gab den Setzern der suspendierten Zeitungen Arbeit und gibt ihnen den gleichen Lohn, den die Imprensa Nacional zahlt.

Vereinigte Staaten. In New York herrscht aussergewöhnliche Hitze. Das Thermometer zeigte wiederholt im Schatten eine Temperatur von 35 Grad an. Zahlreiche Hitzschläge waren die Folge. — «New York Herald» und «New York Sun» melden übereinstimmend, die Bundesregierung habe beschlossen, das Pazifik-Geschwader durch 16 Kriegsschiffe zu verstärken. Diese Verstärkung sei, wie die genannten Blätter hinzufügen, schon vor dem japanisch-amerikanischen Zwischenfall in S. Francisco, Kalifornien, in Aussicht genommen worden.

Mexiko. Meldungen aus Guatemala besagen, dass die dortige Polizei bereits 160 Personen unter der Anklage, in das Attentat gegen den Präsidenten Estrada Cabrera verwickelt zu sein, festgenommen habe. Hiervon wurde bereits 40 prozessiert und mehrere dabei zum Tode verurteilt. Die fremden diplomatischen Vertreter protestierten gegen die Todesurteile. Der englische Gesandte wurde beauftragt, in einer Note an die Mächte die Wiederrechtlichkeit des Urteilspruches darzutun.

Guatemala. Nach New Yorker Telegrammen erscheint ein Krieg zwischen Mexiko und Guatemala unvermeidlich. Die Bewohner von Ocos, Chantlerico und anderen Grenzorten wandern, in Befürchtung eines plötzlichen Einfalles mexikanischer Truppen, in Masse aus.

Argentinien. In der Provinz San Juan wurde eine heftige Erderschütterung wahrgenommen.

Paraguay. In Assuncien geht das Gerücht, der Dampfer «Montevideo» habe Schiffbruch erlitten.

Chile. Eine neue Ministerkrise ist unvermeidlich. Die Konservativen sind wegen der Amtsniederlegung des Intendenten von Talca mit dem Staatspräsidenten unzufrieden. — Die zwei Kilometer von der Hauptstadt gelegene Estancia Raneazol wurde gestern Nacht von zehn bewaffneten Räubern angegriffen. Dieselben töteten den Besitzer, verwundeten sechs Mitglieder seiner Familie schwer und plünderten das Wohnhaus vollständig aus. — Der Lotse Kramer, dem allein es gelang, sich beim Schiffbruch des Dampfers «Santiago» zu retten, wurde auf einem von der Küste abgelorenen Felsen aufgefunden, auf dem er 50 Stunden zugebracht hatte.

Handelsteil.

S. Paulo, 4. Juli 1907.

Kurs vom 3. Juli,

	90 Tage	Sicht
London	15 1/2 d	14 15/16 d
Hamburg-Berlin	778 rs.	786 rs.
Paris	631 rs.	638 rs.
Italien	—	638 rs.
Spanien	—	586 rs.
Portugal	—	351 rs.
New-York	—	343 10

Pfund Sterling 16\$000

Vom Kaffeegegeschäfte ist erfreulicherweise zu berichten, dass der Preis für Typ 4 um 100 réis per 10 kg. gestiegen ist. Der Stock in Santos hat sich um weitere 100.000 vermindert, die Zufuhren haben 25.000 Sack täglich nicht überstiegen. Gestern beliefen sich die Verkäufe auf 27.380 Sack. Die Tendenz hat sich entschieden befestigt. Von allen fremden Märkten wird ein Anziehen der Preise bei gesteigerter Nachfrage gemeldet.

Im verflossenen Monat bezifferten sich die Zufuhren in Santos auf 806.490 Sack, der Verkäufe auf 956.478 Sack und die Verschiffungen auf 1.189.343 Sack. Es wurden verschifft nach Havre 337.192, nach New York 230.653, nach Hamburg 182.231; nach New Orleans 121.555, nach Rotterdam 109.922, nach Triest 75.300, nach Antwerpen 50.804 Sack. Der Rest ging nach anderen Häfen. An der Spitze der Verschiefer stand die Firma Theodor Wille & Co. mit 210.789 Sack.

Marktpreise.

Amendoim	pr. Alqueire	4\$000—4\$500
Baumwolle, entkernt	p. Arroba	15\$500—16\$000
Bohnen, neue	p. 100 Liter	24\$500—25\$000
Branntwein	p. Liter	\$240—\$250
Butter, frische	p. Kg.	3\$800—4\$000
Eier	p. Dutzend	— 1\$200
Enten	p. Stück	1\$600—2\$400
Hähnchen	—	1\$500—1\$800
Hühner	—	1\$800—2\$400
Käse, runde	—	1\$500—2\$000
Kartoffeln, alte	p. 100 Liter	12\$ 00—14\$000
neue	—	14\$000
Kautschuk,	p. Arroba	—
Mangabeira,	—	50\$000—62\$000
Manicoba	—	65\$000—85\$ 00
Mais, gelber	p. 100 Liter	7\$000—7\$200
weisser	—	6\$300—6\$500
Maisaehl	p. Sack	9\$000—11\$000
Mandiocamehl	—	10\$000—12\$ 00
Reis, in Hülsen	p. 100 Liter	13\$500—14\$ 00
geschält	p. Sack v. 60 Kg.	20\$000—23\$000
Speck, gesalzener	—	—
Primaware	p. Arroba	18\$000
Spiritus 36 Grad	p. Liter	\$400—\$500
Primaware	—	\$600—\$700
Tabak in Rollen	p. Arroba	8\$000—6\$000
Truthähne	p. Stück	14\$000—18\$000
Wachs	p. Kg.	2\$000
Zucker	p. Sack von 60 Kg.	—
mascavo	—	14\$300—16\$000
Kristall	—	25\$000
weisser, raffiniert	—	22\$ 00

Die Herren Agenten

ersuchen wir, uns umgehend die Abrechnungen und Gelder pro I. Semester 1907 einzusenden.

Diejenigen Herren Agenten, die mit früheren Abrechnungen und Geldablieferungen noch im Rückstande sind, werden gebeten, diese nunmehr umgehend zu machen.

São Paulo. **Stolze & Stuck.** Ham-burg.

Gegründet 1864.

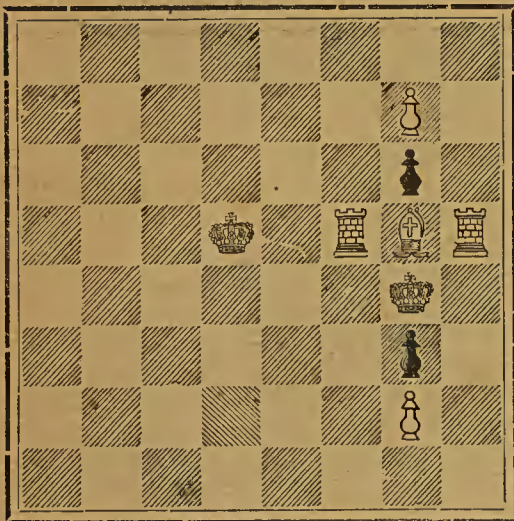
Importhaus für alle photographischen Artikel.

Rua 15 de Novembro 29. — S. PAULO.

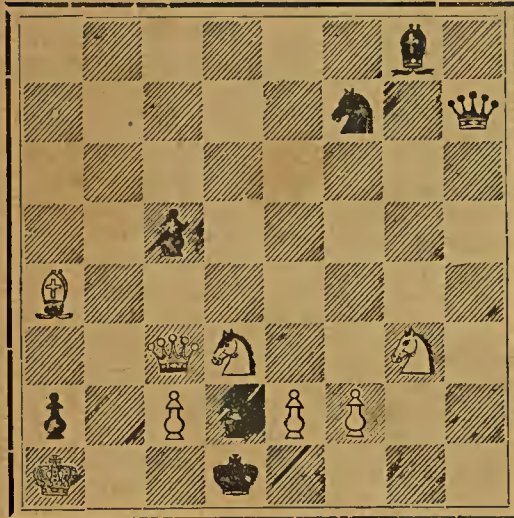
Schach.

4. Juli 1907.

Aufgabe Nr. 191 von H. F. L. Mayer.

Weiss 6 Steine. — Schwarz 3 Steine.
Mat in 2 Zügen.

Aufgabe Nr. 192 von Dr. E. Palköskä in Prag.

Weiss 8 Steine. — Schwarz 7 Steine.
Mat in 2 Zügen.

Lösung der Schach-Aufgabe Nr. 190. — L f 5

Lösung des Endspiels von Henri Rinck.

1. T c 3 — h 3 +, K h 6 — g 7! 2. T h 3 — g 3, T g 6
 3. g 3 a 6 — a 7, T g 1 4. K b 2, T g 2 5. K
 b 3, T g 3 + 6. K b 4 usw., oder 3. . . , K f 6 4. a 8
 D, K f 5! 5 D d 5 +, K f 4 6. D d 4 +, K f 5 7. K b
 2, T f 3! 8. K c 1, T g 3 9. K d 1, K g 5 10 D e 4, T
 h 3 11. K c 1, T g 3 12. K b 2, T h 3 13. D e 5 + K
 g 4 14. D e 6 +, K h 4 15. D f 5, T g 3 16. K a 3, T
 h 3 17. D f 4 +, K h 5 18. K b 2 und gewinnt. So viel
 muss man mindestens gefunden haben, um den Wert der Studie
 beurteilen zu können. (Deutsche Schachzeitung.)

Richtige Lösungen gingen ein von: Frl. Clara E. Lichten-
 berger, Frl. Dora, den Herren Tacito, Lipmann, Bade, Lobe,
 Emanuel Reissfurth und Joseph Bauer (Rio).

Landwirtschaftlicher Kalender.**Monat Juli.**

Die Feldarbeiten nähern sich ihrem Ende. Nur bei ganz
 besonderen Umständen wird noch Roca geschlagen. Die
 Aufmerksamkeit des umsichtigen und intelligenten Land-
 mannes wird durch andere Arbeiten in Anspruch genommen.
 Aber es gibt Fälle, wo man mit notwendigen Arbeiten im
 Rückstande bleibt. Man kann also auch in diesem Monat
 noch Roca schlagen, doch muss man sich beeilen, das Land
 noch Roca schlagen, damit die Atmosphäre ihre Wirkung an den

sischen Beschaffenheit des Feldes gehört, um überall die
 gleiche Fruchtbarkeit zu ermöglichen.

In diesem Monat vermehren sich und gedeihen sehr gut;
 das Geflügel und die Schweine; andere Tiere können
 kastriert werden. Man erntet alle hängenden Früchte. Die
 Kaffee-Ernte wird fortgesetzt und den Kaffeebäumen, wo
 es not tut, Dünger zugeführt. Wo die Ernte beendet ist,
 kann man mit der Behandlung der Kaffeesträucher beginnen,
 schneidet die trockenen Zweige aus und vollzieht das
 eigentliche Beschneiden derselben, was bis August, als der
 dazu günstigsten Zeit geschehen sein muss. Weiter wird
 Bauholz gefällt, das nachdem es getrocknet ist, zerschnitten
 wird. Die Weinstöcke müssen beschnitten werden; in
 solchen Gegenden wo es sehr heiss ist, kann das Beschnei-
 den erst Mitte August beendet werden.

Wer das Land, wo Weinsetzlinge gepflanzt werden sollen,
 noch nicht fertig gestellt hat, was von Juni bis Mitte Juli
 geschehen muss, muss dies nun gleich zu Anfang dieses
 Monats machen. Nachdem die Erde genügend vorbereitet
 ist, werden die Setzlinge eingepflanzt. Wo die Setzlinge
 der eigenen Fazenda entstammen, ist es nicht notwendig,
 dass diese erst einen Tag ins Wasser gestellt werden, was
 aber geschehen muss, wenn diese von auswärts kommen
 und oft welk und ausgetrocknet eintreffen. Die Erde der
 neuen Weinpflanzungen, die mit der Hacke oder dem Spä-
 ten bearbeitet wird, muss tief umgegraben und nachher
 wieder möglichst gut geebnet werden, sie muss mit altem
 Stallmist vermischt werden, damit sie locker wird. Holz,
 sowie andere Fremdkörper sind zu entfernen, damit die
 Knospen der Setzlinge gut ausschlagen und leicht Wurzel
 fassen können.

Wenn man über sachverständige und achtsame Personen
 verfügt, kann man kleine Schösslinge von 20—25 cm. ver-
 wenden und pflanzt dieselben in kleinen parallelen Furchen
 in genügender Weite von einander entfernt. Hat man grosse
 Stecklinge zur Verfügung, die eine Länge bis zu 50 cm.
 haben können, so steckt man diese in Reihen schräg in die
 Erde, indem man zwischen den einzelnen Stecklingen einen
 Zwischenraum von 30 oder mehr Centimeter frei lässt,
 während man die kleinen Schösslinge in einer Entfernung
 von 50 cm. pflanzt. Setzlinge mit einer Knospe wachsen
 gut an, beanspruchen aber eine aufmerksame Behandlung.
 Die Erde muss mehr trocken als nass sein. Selbstverständ-
 lich ist, dass in allen Fällen bei jedem gepflanzten Steck-
 ling mindestens eine Knospe über der Erde sein muss, die
 im äussersten Falle ganz nahe an der Erde sein kann. Im
 ersten Fall ist es gut, über die Neupflanzungen ein wenig
 Sand zu streuen, um die sich über der Erde befindliche
 Knospe etwas zu decken. Ueber diese Schicht bringt man
 noch eine dünne Schicht gehacktes Stroh, das dazu dient,
 die dünnen Triebe zu schützen und die Frische des Bodens
 zu erhalten. Wenn die trockene Zeit länger anhält, ist es
 nötig, die Neupflanzungen in der Woche mindestens drei-
 mal zu begiessen, indem man jeden Steckling mit einem
 Gefäss ein bestimmtes Quantum Wasser beibringt. Die ein-
 gewurzelten Stecklinge werden erst nach einem Jahre und
 zwar in demselben Monat definitiv verpflanzt, oder spätes-
 ens im Monat August bis September.

Im Monat Juli kann man bereits mit der definitiven Ver-
 pflanzung der eingewurzelten Stecklinge vom vorigen Jahre
 beginnen. Jede einzelne Grube muss je nach dem Plan
 des Weinlandes genügend weit von der andern entfernt sein,
 gut zubereitet werden und muss mindestens eine Tiefe von
 35 cm. und eine Breite von 50 cm. haben. Unten in die
 Grube bringt man ca. 10 kg. gut zersetzten alten Dünger,
 der dann mit der losen Erde vermischt wird. Will man den
 Dünger nicht mit der Erde vermischen, so bringt man die-
 sen unten in die Grube und wirft die ausgegrabene Erde
 darüber, auf welche man nun den bereits angewurzelten
 Weinsetzling einpflanzt, indem man ihm die richtige Haltung
 gibt und ihn an einem dünnen Stock, der ihm als Stütze
 dient, festbindet. Diese Arbeit wird zwar an vielen Orten
 im Monat August gemacht, wer sie aber jetzt vorrückt,
 wird es nicht bedauern, um so mehr, wenn er an einem
 von der Küste entfernten Ort wohnt.

In diesem Monat werden die besseren Sorten Orangen
 eingeheimst. Bahia-Orangen oder Laranjas de embigo sind
 die schönsten und süssesten in diesem Monat, ebenso sind
 im Monat Juni die Tangerines ausgezeichnet.

Das Schneiden des Zuckerrohes beginnt auch in diesem

Die Reise nach Tunis.

Erzählung von Käthe von Berker.
(Fortsetzung.)

Sie liess sich von Frau Willem und ihrem Nachbar die Gegend und ihre Eigentümlichkeit erklären und fragte dabei plötzlich neugierig: «Was ist das für ein dichter Zug Vögel, der da über dem Wasser schwebt?»

«Das? O, das sind Flamingos!»

«Flamingos? Muckchen, Muckchen, hören Sie, die rosenroten, die mich hierherzogen! Da, sie senken sich — sie lassen sich nieder! Welch ein entzückender Anblick!»

Nun hatte sie die sehnsüchtig Verlangten, die zu ihrem Empfang gewissenlos streikten, doch noch erreicht. Lachend erzählte sie von ihrem Wunsch und indessen hatten die höflichen Vögel sich wie zu einer Galavorstellung festlich auf dem Wasser arrangiert. In ovaler Rundung, direkt wie ein breiter, riesiger Kranz zartgefärbter Rosen, lag der vielleicht aus hundert Exemplaren bestehende Zug auf den tiefblauen Wassern, ganz dicht zusammenhängend, Gefieder an Gefieder wiegten sie sich, das Rosenrot der Flügel schimmerte bald sanfter, bald kräftiger auf, und die Entfernung, in der sie sich hielten, glättete so vollkommen jede Unebenheit der Konturen, dass die Illusion des schwimmenden Rosenkranzes nicht einen Augenblick gestört wurde.

Kordelia war entzückt. «Welche Wunder man hier erlebt! Wie bezaubernd das alles ist! Eigentlich geht man durch einen ewigen Festtag!»

«Der aber bald seinen Reiz verliert, so wie er ewiger Festtag ist!» warf der Doktor ein.

«Ach, predigen Sie heute nicht Moral, lassen Sie mich denken, dass es ewige Festtage voll ewigen Reizes gibt», bat sie mit strahlender Miene. «Nun kommen noch all die Wunder Karthagos.»

Im Augenblick liessen die Reize und Wunder aber sehr nach. Das liebliche Gebilde der schwimmenden Rosen verblasste und entschwand dem dahineilenden Zuge. Die kleine Station La Gotetta tauchte auf, und von da an ging es durch flaches Land an hohen, zerissenen, grauen Kakteenhecken, weiten Wiesen und wogenden Feldern vorüber. Die Gegend war nicht schön, auch nicht, als man am Stationsgebäude ausstieg. Ein staubiger, kahler Landweg zwischen Kornfeldern führte zum Hügel empor, auf dem die Kathedrale lag und neben ihr das Kloster, in dem Ausgrabungen bewahrt wurden, deren besseren Teil die Gesellschaft freilich gestern schon im Museum des Bardo bewundert hatte.

Aber hier, an Ort und Stelle, versprach man sich doch einen grösseren Eindruck davon, und daher war die Besichtigung der Kathedrale auch nur ziemlich flüchtig, man strebte dem alten

Grund und Boden, den klassischen Stätten der gewesenen Königsstadt zu.

Muckchen zitierte in freier Phantasie-Umbildung die kühnsten Hexameter aus dem Kuhhaultiede des Dichters von Skerbruck, Oliva, die in Figur und Bewegung viel hoheitsvolle Grazie besass, behauptete mit schwärmerischem Augenaufschlag, dass ihre Seele entschieden einst im Körper der Dido gewohnt habe, sie fühlte sich noch jetzt seltsam angeheimelt von dieser Scholle Erde, und Melitta, deren Schulweisheit noch vor Neuheit blitzte und von keinem Rosthauch der wandernden Zeit getrübt war, examinierte ihren kleinen Österreicher auf die grausamste Art in der Geschichte Karthagos und schüttelte entsetzt den hübschen blonden Kopf über die fröhliche Unwissenheit, mit der er Herrscher und Jahreszahlen wild durcheinand rwarl.

«Ja, schau'n S', Gnädigste, ob das nun ein paar Jahr' vor oder nach Christi Geburt war, das macht doch nix aus im Gang der Weltg'schicht, und ob der Spitzbub, der das Städterl zerstörte, nun grad Scipio hiess oder Hassan oder sonstwie, das baut die Trümmer halt doch nit wieder auf. Ihr alter Herr, den Sie 'mal beirat'n woll'n, wird's auch nit mehr wissen. Das können S' mir glaub'n.»

«Bitte sehr, mein alter Herr wird sehr gelehrt sein. Der wird jede Jahreszahl, jeden Herrscher und jeden Kubikfuss Erde dieses klassischen Bodens genau kennen, und mir alles zu erklären wissen.»

«Na ja, sehr ein langweiliger Pinsel wird 's wohl sein mit seine weissen Haar und dem g'färbten Schnurrbart.»

«Ich erlaube Ihnen nicht, über meinen Zukünftigen zu spotten!» Sie stampfte mit den Füßen und sah ihm wild an.

«Jesses, Jesses, was für 'n Kratzbürsterl die Gnädige gleich sind. I hab' ja selbst einen Respekt vor den alten, weisshaarigen Herren und trau' ihnen viel zu, aber wie 's mit so an' Sprühteufel lertig werd'n soll'n, weiss i do net.»

«Das lassen Sie nur die Sache meines alten Herrn sein. Vor dem bin ich sanft wie ein Lamm», lachte sie übermütig. «Ach, wie wundervoll! Sehen Sie nur, sehen Sie, wie er vor uns liegt, da rechts, der alte Hafen von Karthago!»

Sie waren um die grossen, modernen Hotels, die so lange die Aussicht auf das Meer versperrt hatten, herumgebogen und hatten jetzt den vollen Blick auf das Wasser und das malerische, palmenbeschattete Fleckchen Land, das den einstigen Hafen der alten Königsstadt umlagerte. Das Meer spielte und schillerte jetzt im Lichte der hochstehenden Sonne in allen Farben, vom zartesten Blau ins tiefste Rosalila; Goldfunken sprühten darüber hin und feinflockige, weisse Schaumwellchen kosten

um das grüne und rosenumbühlte Ufer, an dem ein weisses, grosses Sommer Schloss des jetzigen Bei seine hohen Mauern erhob.

Sonst war die Gegend öde und reizlos: Wiesenland, Felder unten im Tal, etwas weiter fort die schmucklosen Riesenbauten der alten, neu in Betrieb gestellten Zisternen, und im Norden, auf mässiger Höhe, das kleine, ärmliche Araberdorf Sidi-bu-Saïd. Ueberall im Umkreis Spuren von Ausgrabearbeiten, Mauerresten, Bausteinen, aber nirgends mehr sichtbare und erhabene Zeichen gewesener Grösse und Schönheit. Es war nur noch die Stätte, auf der sich einst ein stolzes und reiches Leben abspielte.

Die Gesellschaft sah sich ziemlich enttäuscht um. So ein bisschen hatte man doch auf interessante Trümmer, auf Säulenstümpfe, Tempelreste und Häuserspuren gehofft, auf irgend etwas, woran die Phantasie ein Fädchen zum Ausspinnen knüpfen konnte. Aber hier war nichts. Haltlos zerflatterte die glühendste Einbildung in dem sich allmählich recht unangenehm erhebenden Wind. Staub war alles, was übriggeblieben von einstiger Herrlichkeit — Staub, der sein grosses Mahnwort von der Vergänglichkeit alles Irdischen mit unerwünschter Aufdringlichkeit und in grossen Wolken predigte.

Die Damen drückten und steckten aufgeregt an Haaren und Hüten, klopften sich gegenseitig die grauen Staubschleier von den Kleidern und verlangten dringend nach einem gesicherteren und genussreicheren Aufenthalt.

Also pochte man an das Tor des Klosters, durch dessen Gitter köstliche Blumenpracht schimmerte und worin man denn auch wirklich ein wenig von dem fand, was man erwartet hatte. Zwischen grossen Büschen weissblumiger Margariten, roter Rosen und gelber Mimosen, unter den Fächerblättern hoher Palmen und den schlanken Zweigen schmalblättriger Eukalyptusbäume lagen weisse Brunnenbecken, gestürzte Säulen, Marmorkugeln und Grabplatten, ragten zerbrochene Tierleiber, löwenklauige Sphinxen, kopflose Frauen- und armlose Männergestalten.

«Schauen S', Gnädige», sagte der Leutnant, «alle Damen haben die Köpferl verloren — die sitzen alleweil ein bisserl loser als die von uns Männern.»

«Loser? O nein, nur nicht so fest wie die eigensinnigen Dickköpfe der Männer, und dann steckt eben mehr darin als in den Männerköpfen, dadurch sind sie schwerer und können sich nicht so festhalten», gab Melitta prompt und impertinent zurück.

«Schlagfertig sind S', Gnädige», lachte der Gemassregelte. «'s Munderl haben S' allemal auf'm richtigen Fleckerl. Der arme Weisshaarige wird einen sehr schweren Stand hab'n.»

«Verschwenden Sie Ihr Mitleid, bitte, nicht an meinen Zukünftigen, sondern sparen Sie es für Ihre Zukünftige auf. Wer weiss, ob die nicht einen viel schwereren Stand haben wird.»

«Glaub' ich nit. Mein leeres Köpferi ist leicht z' dreh'n wenn 's rechte, liebe Patscherl die Richtung weist.»

«Schrecklich, ein Mann, dem man so leicht den Kopf verdrehen kann!»

«Ach, tun S' nit so, Gnäd'ge; das ist doch alleweil die liebste Beschäftigung von den Weiberln, uns armen Schächern den Kopf zu verdreh'n!»

Sie lachte vergnügt auf, warf ihm einen für ihre Jahre sehr wohlgeratenen koketten Blick zu, wendete ihm den Rücken und lief nach der anderen Seite. Dabei packte sie Oliva, die, in Dido-Erinnerungen versenkt, vor einem vereinzelt Marmorbein stand, und rannte mit ihr sehr unpassend und unerwünscht gerade auf jenen hohen, breiten Margeritenbusch zu, hinter dem der Italiener Muckchens italienische Kenntnisse eben dadurch bereicherte, dass er ihr mit vielem Ausdruck die Worte vorsagte, die sie zum Orakel für die vielblättrige, weisse Blüte brauchte die, er ihr kurz vorher von diesem Busch gepflückt hatte.

Die beiden anstürmenden Mädchen unterbrachen die lehrreiche Lektion schliesslich doch im richtigen Augenblick; denn von der anderen Seite bog eben der Doktor mit Frau Kordelia um den alten Sphinxleib, der das Pärchen bis jetzt diskret geschützt hatte, und in dem Zusammenprall der Sechse ging die Eigenart dieser italienischen Studien so glücklich unter, dass nur der wissende Doktor heimlich lächeln konnte, und die anderen drei in fröhlichster Unbefangenheit und Harmlosigkeit blieben. Frau Willem hatte mittlerweile den verlassenen Leutnant eingesammelt und mit ihm gemeinsam einen Geistlichen aufgegriffen, der ihnen das archäologische Museum aufschloss und sie darin herumführen wollte.

Die Gesellschaft entwickelte für die Schätze dieses Museums jene mässige, traditionelle Interesse, das Leute, die zu ihrem Vergnügen reisen und mehr reugierig als weissbegierig sind, meistens derartigen Altertümern entgegenbringen. Jeder fand zwischendurch etwas heraus, das ihm am besten gefiel und das er «besonders interessant» nannte, im ganzen aber unterhielten sich die einzelnen Paare auch hier mehr mit ihren jungen Gefühlen und Ansichten als mit den ausgegrabenen Antiquitäten vergangener Geschlechter und Zeiten.

Ein Glanz mit dem Skelett eines jungen Mädchens, an dessen Knochenband noch der goldene Liebesreif hing, erregte selbstverständlich die wärmste Teilnahme.

«Schau'n S', Gnädige, das ist Treu'

bls über den Tod 'naus», sagte der Leutnant mit tiefer Empfindung.

Sie sah sehr ungerührt aus. «Ja, es ist ihr auch nichts anderes übrig geblieben», antwortete sie kaltherzig. «Wenn elne stirbt, hat sie leicht treu bleiben. Da brächte es vielleicht sogar ein Mann fertig, treu zu bleiben.»

«Jesses, Jesses, als wenn das Züngerl mit Nadeln g'spickt wär und als wenn Sie schon ein Dutzend bitterböse Erfahrungen an Männern gemacht hätten. In Ihren Jahren müssten Sie noch denken, dass alle Männer Engel sein.»

«Na, so dumm sind heutzutage nicht einmal mehr die Wickelkinder», empörte sie sich, «und ich bin siebzehn Jahre.»

«Ja, das haben Sie mir schon einmal g'sagt und das ist ein sehr schönes Alter, man darf schon an die Liebe denken, aber Erfahrungen darf man noch nicht haben.»

«Das kann ein Leutnant doch nicht beurteilen.» Sie zuckte geringschätzend die Achseln. «Und überhaupt, 'darf'! Ich darf alles, was mir richtig scheint, und werde das stets dürfen.»

«Vielleicht bei dem Weisshaarigen, aber wenn's ein anderer sein sollt, der würde doch auch einmal ein Wörterl mitreden.»

«Darum soll es eben kein anderer sein, denn das Mitreden vertrag' ich nicht!»

Schwupp, war sie ihm wieder entwischt. Er sah ihr verzückt nach. «Kokett ist das Rackerl! Kokett trotz ihrer siebzehn Jahre! Und die sollt' nicht reif zum Heirat'n sein! Grad, auf dem richtigen Standpunkt ist sie.»

Melitta hängte sich an den Arm der Mutter. «Du, Musch, ein zu putziger kleiner Kerl ist der Leutnant! Er macht mir den Hof, ganz ernsthaft, ja, Muschchen. Ich amüsiere mich gottvoll!»

«Und bist impertinent und kokettierst, dass ich als Mutter ganz beschämt und entsetzt dastehe.»

«Ach, Muschchen, das ist doch alles Spass. Ich muss doch auch einmal lernen, mich wie ein erwachsenes Mädchen zu benehmen.»

«So, das nennst du dich wie ein erwachsenes Mädchen benehmen, wenn du deinen Schnabel so keck spazieren führst und mit den Augen flunkerst wie ein Kakadu?»

«Kakadu? Ach, Mutterl, da hättest du auch einen hübscheren Vergleich finden können», schmolte die Kleine. «Du, Goldenste, das meinst du doch nicht im Ernst und bist mir doch nicht böse? Ach, denk mal, so auf der Reise kann man doch ein bisschen Unsinn machen. Ich bin ja doch erst siebzehn Jahre alt.»

Frau Willem blickte in das lachende Kindergesicht. Ja, sie war wirklich «erst» siebzehn Jahre alt, nicht «schon».

Es hatte mit dem Leutnant keine Gefahr. Sie gab ihr einen leichten Streich auf die rosige Wange: «Lauf, Kindskopf, und amüsiere dich, aber sei nicht zu vertraulich mit dem Leutnant. Schliesslich bist du doch schon siebzehn Jahre. Da darf man nicht mehr alles sagen, was einem durch den Kopf fährt, und nicht alles tun, wozu man Lust hat! Denk' daran!»

Der Wind wehte auch nach der Besichtigung des Klostermuseums noch immer mit voller Kraft und trieb mit dem leichten, weissgrauen Staub so tolle, übermütige Spiele, dass der Weg hinab nach den Zisternen kein sehr angenehmer war. Aber die Zisternen gehörten doch nun einmal zu den «Pflichtschuldigkeiten» eines Karthago-Ausfluges, zu den wenigen erhaltenen Erinnerungen einstiger Grösse und Macht, und pflichtschuldigt machte man ihn auch ab.

Danach stellte sich nun aber doch ein unabweisbares Bedürfnis nach Stillsitzen und Essen und Trinken ein.

Der Leutnant behauptete schauernd, nach dem Anblick solcher Wassermassen eine grässliche Leere im Magen und Gehirn zu fühlen, und diesmal erfreute sich seine Meinung sogar Melittas Zustimmung. Auch sie hungerte und durstete.

Aber die beiden grossen Hotelis waren in dieser Jahreszeit noch nicht geöffnet. Daran hatte man nicht gedacht und stand nun ziemlich ratlos vor dieser unerwünschten Tatsache.

Eine gewisse Abspannung lagerte sich über die Gemüter, und begeistert stimmte man dem Doktor zu, als dieser vorschlug, einfach zum Bäcker des Ortes zu gehen und dort sein Heil zu versuchen.

«Die Leute haben alle Wein im Hause, Brot muss unter allen Umständen vorhanden sein, und damit ist, wer wirklich Hunger und Durst hat, vollkommen zufrieden», sagte er lächelnd, und hatte das Richtige getroffen.

Bald sassen alle um einen grossen weissen Holztisch, auf den der Bäcker einen Laib Brot, einen halben Käse und mehrere Flaschen roten Weines gesetzt hatte. Gläser gab es nur in sparsamen Masse, ebenso Messer und Teller; aber das gestaltete die Sache erst recht reizvoll und amüsant.

Die Damen machten die Brote zu recht, und die Herren schenkten Wein ein, feurigen roten Landwein, der die Köpfe und Herzen warm machte und die Stimmung zu sprühender Lustigkeit steigerte.

Die Wangen röteten sich, die Augen leuchteten, man lachte und plauderte, und als alle endlich wieder im Coupé sassen, zur Heimfahrt, und Frau Willem, die keinen Wein getrunken und in keine feurigen Augen geblüht hatte, leise gähnend sagte: «Eigentlich war

es doch eine recht unlohnende Partie!, brauste ihr ein Sturm des Widerspruches und der Empörung entgegen. Entzückend war es gewesen, himmlisch! So interessant, so lustig, so gemütlich!

«Nun ja, aber der Zweck der Sache, Karthago selbst, ist doch kaum ansehenswert», verteidigte sie sich schüchtern.

Und auch darauf heftiger Widerspruch und gleiche Ausdrücke des Entzückens über den Hauch alter Erinnerungen und den Zauber der grossen Vergangenheit, der über den Trümmern, dem Meere und der Landschaft ruhe.

Da faltete Frau Willem ergebungsvoll die Hände im Schoss und schloss ihre Lippen in erkenntnisvoller Weisheit. Die Herzen der Menschen haben ihre eigene Beleuchtung und Auffassung, besonders die jungen, verliebten. Man spricht vom Zauber alter Erinnerungen und meint den der jungen, lebendigen Gegenwart, man lobt Meer und Land und denkt an sich und den Partner!

Deshalb brauchte man wahrhaftig nicht bis Karthago zu gehen!

Aber freilich, es hatte seine Zeit gegeben, in der sie die Welt auch mit solchen Augen ansah. Wenn man jung ist! — Nun waren es ihre Kinder, denen die Jugend lachende, sonnige Träume um Herzen und Köpfe spann. Da lernte die Mutter sich bescheiden und schweigen.

Trotz aller stacheligen Antworten seiner blonden Auserwählten brannte der Leutnant nach dieser Partie noch lichterloher als vorher, und seine Vertrauten, zu denen Leutnant Peroni nun auch gehörte, wenn auch nur durch Muckchens gütige Uebersetzung, wurden reichlich mit den Schmerzen und Freuden, Hoffnungen und Befürchtungen seiner Liebe gequält.

Muckchen und der Italiener liessen sich das gern gefallen, da es die Aufmerksamkeit Frau Kordelias ganz von ihnen ablenkte, Kordelia selbst aber wusste nicht recht, ob sie sich über die Ausdauer und Beständigkeit des Leutnants ärgern oder amüsieren sollte. Neulich, zum Schluss der Karthago-Partie, hatte es beinahe den Anschein gehabt, als wenn er kurz kehrt machen und seinen Kurs nach Oliva hin nehmen wollte. Er hatte ihr mit vielem Feuer den Hof gemacht und Melitta etwas nebensächlich und von oben herab behandelt. Aber hinterher, im Kreise der Vertranten, gestand er verschmitzt lächelnd ein, dass nur Krieglitz gewesen wäre, um das kleine Mädel etwas zappeln zu lassen und geschmeidig zu machen.

Dann seufzte er herzbrechend und rief düster aus: «Wenn Sie mich nicht mag, nehm' ich die andere. Die hat ein Paar Guckerln — wie Fegfeuer! — Na, schau'o Sie nur nicht gleich so spöttisch aus, Gnädigste, es ist ja nur die reine Versuchung, die Sie zu mir

herl nicht Farb' bekennt und ich nicht dahinter komm, ob sie mich gern hat oder nicht. Können Sie mir denn nicht helfen, dass ich einen Blick in ihr Herzerl tun kann?»

Kordelia lächelte. «Ich las vor kurzem ein hübsches Verschen in einem alten Buch. Vielleicht ist seine Weisheit auch schon veraltet und passt auf die heutige Jugend nicht mehr, aber sagen will ich es Ihnen doch:

Willst wissen, wie ihr Herz geartet, Geh hin, wo sie dich nicht erwartet. Den Blick, die Miene — frage sie — Die Ueberraschte log noch nie.»

«Das ist eine Idee! — Aber ich weiss nicht, es passt doch nicht immer. Da muss man wohl erst ein bisserl voneinander getrennt gewesen sein, sonst zieht das Mittel nicht.» Er schüttelte nachdenklich den Kopf.

«Denn wissen Sie, wenn man sich hier so trifft, so ist das doch nicht die richtige Ueberraschung. Gestern bin ich den beiden Mädeln sozusagen in den Rücken gefallen, auf der Rue de France, ganz plötzlich, und da hat sie mir gesagt: 'Gott, ich dachte, es käme ein Kamel, genau so einen langen Hals haben Sie gemacht!' Und rot ist sie dabei nicht ein bisserl worden.»

Sie lachten alle herzlich, aber der Doktor liess sich das Verschen doch noch einmal von Kordelia vorsagen und sah dazu sehr nachdenklich aus.

«Es steckt eine Weisheit und Wahrheit darin, die nicht veraltet, sondern in allen Jahrhunderten recht behält», sagte er sinnend. «Die Ueberraschte log noch nie!»

«Ei, ei, Herr Doktor, wen gedenken Sie zu überraschen? Sie nehmen das Verschen sehr persönlich. Man sollte beinahe glauben, Sie hätten dadurch das Lösungswort für eine Herzensnot besser gefunden als der Leutnant», neckte Muckchen.

«Das vielleicht: weniger, aber es könnte sein, dass dabei irgendeine Begrüssungsszene, deren zufälliger Zeuge ich war, in meiner Erinnerung auf-tauscht.»

Er lächelte ein bisschen boshaft zu Muckchen hinüber, und diese wurde blutrot und warf einen schnellen, scheuen Blick zu Kordelia hin; da diese sich aber mit Leutnant Peroni unterhielt und -nichts gesehen und gehört hatte, bog sie sich zum Doktor und sagte leise: «Sie sind ein Ungeheuer. Aber warten Sie nur, Sie trifft auch noch einmal des Himmels Strafgericht, und hoffentlich erlebe ich es dann mit.»

«Hoffentlich», nickte er lachend, und dachte seufzend bei sich: «Du ahnungsloser Engel, du weisst nicht, dass und wie es mich schon getroffen hat!»

Der Leutnant musste morgen ab-fahren, es war das letzte Schiff, das er zur Ueberfahrt nach Europa benützen konnte, und Muckchen hatte vorge-

mittag und Abend noch zu einem Spaziergang in den Belvederepark benützen solle.

«Er muss doch auch das Schönste zu sehen bekommen, was Tunis bietet, die Märchenminute ergreifen, wissen Sie, Herr Doktor, die mit der silberblauen Zauberstadt damit er eine unvergessliche Erinnerung an diesen afrikanischen Aufenthalt hat.»

«Die wird er wohl sowieso haben. Die Märchenminute mit himmelblauer Seligkeit hat er mehrfach und besser genossen, meine ich», neckte der Doktor.

«Ich weiss nicht, vielleicht — ja. Es ist nur, wie Sie damals sagten, nicht jeder weiss das richtige Minütle zu ergreifen. Und — ja — vielleicht war die himmelblaue Seligkeit auch nur ein flüchtiger, täuschender Lichteffect, und danach kommt die dunkelgraue, kalte Nacht.»

«I zum Kuckuck, das würden wir uns doch dringend verbitten . . .»

«Nein, sagen Sie nichts weiter, bitte nichts. Es ist so dumm, dass ich darüber sprach. Aber mir ist heute das Herz ein bisschen schwer und traurig, und da hat man poetische, melancholische Anwandlungen.» Sie lächelte mühsam mit schimmernden Augen. «Das kommt manchmal so, aber es hält nicht an. Ueber ein Stündlein ist meine Kammer wieder voll Sonne.»

«Hoffentlich, und voll aufgehender, nicht voll sinkender», sagte der Doktor herzlich. «Soll ich mal mit irgend jemand italienisch reden?»

«Nicht um die Welt, lieber Doktor, kein Wort, lieber stürbe ich. Vergessen Sie das dumme Zeug, das ich redete, bitte, vergessen Sie es. Ich bin schon wieder ganz vernünftig und vergnügt. Ein deutsches Mädchen kann wohl einen Moment lang schwach sein, aber dann weiss es wieder, was es seiner Würde schuldig ist. Denken Sie nicht mehr daran, Herr Doktor!»

Aber er dachte doch daran, es beunruhigte ihn. Er hatte die beiden eigentlich für einig miteinander gehalten, und nun stand die Trennung vor der Tür, und es schien noch vollkommene Unklarheit zwischen ihnen zu herrschen.

Hm, Liebeserklärungen in fremden Sprachen konnten wohl ein missliches Ding sein, und wenn man sie in der Muttersprache machte und die Geliebte sie nicht verstand, dann wurde die Geschichte noch misslicher. Wie sollte man da helfen?

Das war eine Sache, die keinen Dolmetsch vertrug. Die Kleine sprach natürlich noch miserabler Italienisch, und mit dem Verstehen haperte es auch überall. Aber, zum Kuckuck, wenn der Italiener es ernst meinte, dann würde er doch schon das Wort finden, das die Kleine richtig verstand — Frauen sind nach dieser Seite hin sehr ver-

Das Modell.

Kriminalroman von Edmund Mitschell.

(Fortsetzung.)

«Und Du nimmst das Depot an?» fragte ich erstaunt.

«Ja, ich tat es nach kurzer Ueberlegung. Er schien die Papiere seit Monaten bei sich getragen zu haben, da dies das einzige Mittel war, sie sicher aufzubewahren, und ich konnte sogar bemerken, dass selbst bei seiner abgehärteten Konstitution diese beständige Wachsamkeit ihm sein Leben tatsächlich zur Hölle auf Erden machte. Er erklärte mir nun, man habe versucht, ihn seiner wertvollen Papiere zu berauben, und ihn dabei in jener Nacht ins Wasser geworfen. Er flehe mich inständigst an, ihm zum zweitenmal das Leben zu retten, indem ich die Dokumente in meine Obhut nähme. Einer solchen Bitte kann man schwerlich widerstehen, nicht wahr?»

«Und worin bestehen diese Dokumente?»

«Das weiss ich nicht. Sie befinden sich unter Siegel.»

«Dann kannst Du gestohlene Staatspapiere, Aktien, Banknoten und wer weiss was in Deinem Gewahrsam haben. Ein ziemlich unvorsichtiges Geschäft, meinst Du nicht auch?»

«O, ich war durchaus nicht so vertrauensselig, wie Du glaubst, erwiderte Sterling nach einer kleinen Pause. «Ich vergewisserte mich auf das Bestimmteste, dass die Geschichte keinen Haken habe. Die fraglichen Briefe waren einfach nur ein paar Privatbriefe, für deren Aufbewahrung er Familienrücksichten anführte. In meiner Gegenwart steckte er sie in einen Umschlag, auf den er dann eine Adresse oder eine Anordnung oder etwas der Art schrieb. Dann versiegelte er den Umschlag, schloss diesen in ein zweites Couvert und versiegelte dieses ebenfalls.»

«Mit einem seiner Manschettenknöpfe, vermute ich?»

«Eine natürliche und logische Folgerung. Aber jetzt kommt der wichtigste Teil meiner Depotübernahme.»

«Und dieser ist?»

«Mein Versprechen lautete dahin, dass ich, solange ich in Paris bliebe, die Papiere sicher für ihn aufbewahren wolle, bis er komme und sie zurückfordere.»

«Du hast ja eine nette Verantwortung übernommen. Du wusstest, dass der Mann bei einem Streite um den Besitz dieser selben Papiere in die Seine geworfen worden war; Du liefst also, wenn es je herauskommen sollte, dass Du sie in Deiner Verwahrung hättest, in Zukunft genau dieselbe Gefahr wie früher Jean Baptiste.»

«Ich muss gestehen, dass ich die Angelegenheit nie in diesem Sinne betrachtet habe,» sagte Sterling mit trübem Lächeln. «Ich glaube jetzt selbst, es

war ein tollkühnes Unternehmen. Indessen, es war einmal geschehen, und jetzt kommt die Sache zum Abschluss.»

«Vielleicht auch nicht,» meinte ich. «Mit dem Tode dieses Mannes können Deine Verlegenheiten möglicherweise erst beginnen.»

«Wieso?»

«Natürlich musst Du dieses geheimnisvolle Depot der Polizei aushändigen.»

«O, davon bin ich keineswegs überzeugt. Du siehst, Jean Baptiste traf Vorkehrungen für den jetzt eingetretenen Fall. Im Fall seines Todes habe ich die Anweisungen zu befolgen, die er auf dem äusseren Umschlag niedergeschrieben hat.»

«Und welcher Art sind diese?»

«Vorausgesetzt, ich habe die absolute Gewissheit, dass er tot ist, so soll ich diesen Umschlag öffnen und lesen, was auf dem zweiten Couvert steht, und das Vermächtnis, wie er es nannte, nach meinem Ermessen ausführen.»

«Da Du nun diese Gewissheit hast, so ist augenscheinlich das nächste, dass Du das Couvert unverzüglich öffnest.»

«Gerade dies bin ich eben willens zu tun, mein Junge. Ich will es öffnen; da aber die Ermordung Jean Baptistes der ganzen Sache einen ernsteren Anstrich gibt, so bin ich froh, Dich hier zu haben, um die Verantwortung mit Dir teilen zu können.»

«Das ist ausserordentlich liebenswürdig von Dir,» versetzte ich lachend, mit einem Anflug von Ironie in meinem Tone, aber Sterlings verstörter, bittender Blick entwarfnete mich. «Bringe das Paket her, alter Knabe,» beeilte ich mich hinzuzufügen; «dann werden wir schon sehen, was es enthält.»

«Ich habe es hier in meinem Schreibtisch,» antwortete er, indem er sich dem genannten Möbel näherte. «Du wirst die Siegel auf den ersten Blick wiedererkennen.» Und nach kurzem Suchen legte er einen grossen viereckigen Briefumschlag auf den Tisch.

Ich nahm ihn mit nicht geringer Neugier in die Hand. Auf den zusammengeklebten Rändern des Couverts waren nicht weniger als fünf rote Siegel angebracht, in der bei den eingeschriebenen Briefen in Frankreich üblichen Anzahl und Stellung. Auf jedem derselben war der Abdruck einer geometrischen Zeichnung zu erkennen — eines Dreiecks, eines Kreises und eines Quadrats — eine Figur stets von der anderen umschlossen, der deutliche und unbezweifelbare Abdruck der Knöpfe, die der jetzt in der Morgue liegende Tote getragen hatte.

Auf dem Umschlag standen in klarer, sauberer Schrift folgende Worte:

„Sir Richard Sterling in Verwahrung gegeben, um mir, Jean Baptiste, auf mein Verlangen wieder ausgehändigt, unter keinerlei Umständen aber geöffnet zu werden, wenn Sir

Richard Sterling nicht die untrügliche Gewissheit hat, dass ich tot bin.“

Darunter stand in kräftigen Zügen die Unterschrift: Jean Baptiste.

Auf der Rückseite bemerkte ich Sterlings eigenhändigen Namenszug, der zum Teil über den gummierten Rand hinweg geschrieben war, augenscheinlich als besondere Bürgschaft dafür, dass der Inhalt des Umschlags unberührt aufbewahrt werden sollte.

Mein Freund wartete, bis ich mit der Prüfung fertig war. «Du erkennst auf den Siegeln den genauen Abdruck der Manschettenknöpfe?»

«Auf das bestimmteste.»

«Nun, dies ist der Grund, weshalb ich wünschte, Du möchtest Dir die Knöpfe genau betrachten. Soweit ich in Betracht kam, bedurfte ich natürlich keines weiteren Beweises, als des Zeugnisses meiner Augen. Ich bin aber froh, dass sich ausser mir noch jemand anders davon überzeugt hat, ehe ich diesen Brief öffne. Du bist also davon überzeugt, dass Jean Baptiste tot ist?»

«Absolut überzeugt.»

«Dann, Hilton, können wir daran gehen, die Siegel zu erbrechen.»

Aber gerade in diesem Augenblick ertönte die elektrische Klingel in dem Hausflur unten schrill und anhaltend.

Wir sahen einander verwundert und ein wenig erschrocken an, in unserem Schweigen aber war die Frage zu lesen: «Wer mochte dieser mitternächtliche Eindringling sein?»

In diesem Augenblick vollkommener Stille konnte ich in kurzer Entfernung ausser dem leisen Wiehern eines Pferdes und dem Stampfen von Hufen das Knarren eines ledernen Geschirres vernehmen.

«Du hast doch die Gartenpforte verschlossen?» fragte ich etwas nervös.

«Ja, aber der Knopf zur elektrischen Glocke befindet sich dort. Herr Duchatel und seine Freunde waren, wie Du siehst, gewohnt, lange aufzubleiben.»

«Und wir sind allein im Hause?»

«Ganz allein.»

Die Glocke ertönte wieder — ungestüm, dringend — drei rasch aufeinanderfolgende Triller.

«Dann wollen wir zusammen an die Gartenpforte gehen,» schlug ich vor.

«Und dieser Brief?»

«Schliesse ihn einstweilen wieder weg.»

Als dies geschehen war, gingen wir hinunter, um zu sehen, was die zu so ungewohnter Stunde erfolgte Störung zu bedeuten habe.

Drittes Kapitel.

Von der Haustür aus konnten wir in der dämmerigen Beleuchtung der sternklaren Nacht die Umrisse eines Pferdes und eines Wagens mit hochgeschlagenem Verdeck, der auf der Strasse vor der Gartenpforte hielt, nur noch eben unterscheiden. Einen Augenblick zögerten wir. Dann rief uns eine Stimme an.

„He, Messieurs!“

Unsere Augen, die sich nach und nach an die Dunkelheit gewöhnten, bemerkten jetzt die Umrisse eines Mannes am Gitter. Der weisse Hut, den er auf dem Kopfe hatte, verriet sofort, dass es der Kutscher eines gewöhnlichen Mietsfuhrwerks sei.

„Messieurs, Messieurs!“ rief er abermals in dringendem Tone.

„Komm' mit. Wir wollen sehen, was der Bursche will,“ sagte Sterling, indem er zur Vorsicht einen kräftigen Spazierstock ergriff, der in der Nähe der Tür seinen Platz hatte.

„Du hast recht“, erwiderte ich.

Aber ich muss gestehen, ich empfand ein leises Unbehagen, als wir uns der Pforte näherten, denn es war mir sehr wohl bekannt, dass die Pariser Droschenkutscher, wenn auch zum grössten Teil ziemlich gutmütige Leute, doch in Ihren Reihen ein paar ausgemachte Haijunken zählen, die beinahe vor keinem Verbrechen zurückschrecken, vorausgesetzt, dass der Lohn der damit verbundenen Gefahr entspreche. Ausserdem hatte mich die Geschichte, die ich soeben gehört hatte, vorsichtig und vielleicht auch zugleich etwas nervös ängstlich gemacht.

„Was wollen Sie hier?“ fragte Sterling durch das engmaschige Gitter des Torwegs.

„Ich habe eine Dame hergebracht, die Sie zu sprechen wünscht“, erwiderte der Kutscher zur Seite tretend und mit der Hand auf den Wagen deutend.

„Eine Dame, zu dieser Nachtstunde?“ murmelte Sterling erstaunt.

„Geh' nicht hinaus, öffne noch nicht“, flüsterte ich, indem ich meinen Freund am Rockschose fasste, da ich seine rasch entschlossene und vertrauende Natur kannte.

„Aber es ist eine Dame, lieber Freund“, erwiderte er etwas ungeduldig, indem er nach dem Schloss griff.

„Es kann eine Falle sein,“ sagte ich dringender. „Wer kann wissen, wer in dem Wagen sitzt? Sei vorsichtig!“

Unsere Worte konnten draussen vor dem Tore nicht gehört worden sein, aber die blossе Tatsache unserer im Flüstertone geführten Unterhaltung musste deutlich genug unsere Bedenken verraten haben, denn gerade in diesem Augenblicke stieg eine Gestalt aus dem Wagen. Es war wirklich und wahrhaftig eine Dame, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt.

„Verzeihen Sie gütigst die Störung, meine Herren,“ sagte sie mit einer weichen Stimme, während sie über das Pflaster schritt; „aber ich sah das Fenster noch erleuchtet und wagte es, läuten zu lassen, obgleich es schon so spät ist.“

Ihre Stimme klang angenehm und tief, ihre Aussprache war rein; es war eine Französin, eine Dame aus den gebildeten Ständen. Soviel konnten wir sofort aus den paar Worten entnehmen, die sie gesprochen hatte; auch lag eine undefinierbare, aber nicht zu verkennende Eleganz in ihren Be-

wegungen und ihrer gesamten Haltung. Ob aber die Fremde alt oder jung sei, war schwer zu sagen; denn während sie in ihren langen Mantel gehüllt blieb, bemerkten wir nun auch, dass sie tief verschleiert war.

Das Schloss knackte, aber ich hielt Sterlings Hand fest. Obgleich ich mit einiger Befriedigung bemerkte, dass der Kutscher sich entfernt hatte und nun vor dem Kopf seines Pferdes stand, hielt ich immer noch den Riegel fest, damit er nicht zurückgeschoben werden könne.

„Zu wem wünschen Sie, Madame?“ fragte ich.

„Zu Sir Richard Sterling. Dies ist doch seine Wohnung, nicht wahr?“ Die Frage klang etwas ängstlich.

„Ja. Sie sind zu dem richtigen Hause gekommen. Aber kann Ihre Angelegenheit nicht bis morgen warten? Oder wollen Sie uns jetzt mitteilen, was Sie wünschen?“

„Ich kann Ihnen unmöglich hier auf der Strasse mein Anliegen auseinandersetzen“, erwiderte sie, ihre zierlichen, mit weissen Handschuhen bekleideten Hände in bedröhtem Protest ausstreckend. „Und ich muss, ich muss noch heute Abend eine Unterredung mit Sir Richard Sterling haben; ich bitte Sie sehr darum.“

„Ihre Stimme hatte einen flehenden Klang angenommen, und ich fühlte, wie sich Sterlings Finger auf die meinen legten, die noch immer die Klinke festhielten. Aber ich war noch nicht befriedigt.“

„Sind Sie allein?“ fragte ich.

„O gewiss, ich bin allein.“

„Und Sie sind allein, ohne Begleitung so spät in der Nacht hierher gefahren?“

Sie schwieg einen Augenblick, und ich glaube sogar, sie zitterte unter ihrem Mantel.

„Es ist ungewöhnlich, es ist seltsam, ich weiss es,“ erwiderte sie; „aber ich habe keine Wahl. Ich muss Sir Richard Sterling sprechen.“

„Und der Kutscher?“

„Er wird warten. Kutscher,“ rief sie, sich an den Mann wendend, der noch bei seinem Pferde stand, „warten Sie eine Stunde hier, bis ich zurückkomme.“

„Eine Stunde — gerechter Gott!“ murmelte ich vor mich hin. Sterlings Hand griff nach der Klinke, und ich liess es nun zu, dass mein Freund die Gartenpforte öffnete.

„Bitte, hier, Madame,“ hörte ich ihn sagen, während er mit einer höflichen Armbewegung auf den Weg deutete, der zum Hause führte. Ich selbst sah nach dem Riegel, und nachdem ich ihn in die Krampe hatte zurückschnappen lassen, rüttelte ich an dem Gitter, um mich zu versichern, dass alles sicher verwahrt sei. Als ich mich umwandte, um meinem Freunde und seinem geheimnisvollen Besuch zu folgen, zündete sich der Kutscher eine Zigarette an, und das Aufflammen des Streichholzes beleuchtete einen Augenblick das Innere des Wagens. Es war leer. So war die Dame doch allein gekommen, wie sie versichert hatte. Ich fühlte mich erleichtert, dass sie sich in dieser Beziehung keine Täuschung hatte zuschulden kommen lassen. Ich blieb ein paar Schritte hinter den beiden anderen zurück, und als ich das Haus betrat, fand ich die Dame allein in dem halbdunklen Hausflur stehen. Ich konnte Sterling in der Tür des anstossenden Zimmers sehen; er suchte mit der Hand augenscheinlich nach

den elektrischen Knipsern, denn einen Augenblick später flammte das Licht auf.

„Darf ich Ihnen beim Ablegen Ihres Mantels behilflich sein?“ fragte er, indem er zu seinem Besuche zurückkehrte.

„Nein, ich danke Ihnen“, erwiderte die Dame, höflich, aber bestimmt sein Anerbieten ablehnend. Dann trat sie auf eine einladende Bewegung Sterlings hin in das Zimmer.

Es war ein hübscher kleiner Salon mit schönen alten Möbeln und rosafarbenen seidenen Vorhängen. Die Gestalt in Mantel und Schleier schien in eine solche Umgebung nicht hineinzupassen, aber sie machte keine Miene, den letzteren zurückzuschlagen.

„Bitte, Platz zu nehmen“, sagte Sterling, indem er einen Fauteuil heranrollte. Wir setzten uns alle drei in geringer Entfernung von einander, die Dame in der Mitte zwischen uns zwei Männern.

„Wer von den Herren ist Sir Richard Sterling, wenn ich fragen darf?“ begann die Dame, indem sie einem zum anderen blickte, aber schliesslich ihre Augen auf meinem Freunde ruhen liess.

„Ja,“ erwiderte er lächelnd, „ich bin der Herr, den Sie sprechen wollen.“

„Dann wünsche ich mit Ihnen allein zu sprechen.“

Mein erster Impuls war, aufzustehen und hinauszugehen. Aber Sterlings ruhige Stimme hielt mich an meinem Platze fest.

„Mit mir allein, Madame? Ich fürchte, davon kann keine Rede sein. Sie müssen das, was Sie zu sagen haben, in unser beider Gegenwart sagen.“

„Guter, alter Kerl!“ rief ich in meinem Innern aus, denn mein Herz hatte mir bei dem Gedanken stillgestanden, eine Geschichte zu verlieren und der Entwicklung eines so interessanten Dramas aus dem wirklichen Leben, wie dieses zu werden versprach, nicht beiwohnen zu dürfen. „Er lernt auf seine alten Tage tatsächlich noch Vorsicht“, fügte ich bei mir hinzu, indem ich mir schmeichelte, dass der Vorteil im Grunde genommen ein wechselseitiger sei. So machte ich keine Entschuldigung, als ich meinen Sitz wieder einnahm.

Ein kleiner Fuss stampfte ungeduldig den Teppich, ein leiser Seufzer des Aergers erklang unter dem schwarzen Schleier, und ich erkannte fast instinktiv, dass sich bereits feindselige Beziehungen zwischen dieser Frau und mir angespannt hatten. Nach kurzem Zögern fasste sie indessen den Entschluss, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

„Ich würde mir eine Menge von Unannehmlichkeiten erspart haben, wenn ich Sir Richard hätte allein sprechen können,“ sagte sie. „Sie sind aber beide Engländer und Ehrenmänner?“

„Wir sind beide Engländer,“ erwiderte Sterling. „Wir sind von Jugend auf miteinander befreundet, und Sie haben die Garantie, dass einer für den andern bürgt.“

„So kann ich also ebenso im Vertrauen zu Ihnen beiden sprechen wie zu einem allein?“

„Zu uns beiden ebenso wie zu mir allein, Madame. Wenn der Gegenstand vertraulicher Natur ist, so müssen Sie uns beiden gleichmässig vertrauen.“

„So sei es denn“, entgegnete die Dame, sich ohne weitere Einwendungen in die gegebene Sachlage fügen.

„Werden wir das Vergnügen haben, Ihren Namen zu erfahren, Madame?“ fragte ich, weniger aus allzu grosser Neugier, als hauptsächlich in der Absicht, mich am Gespräch zu beteiligen. „Mein Name ist Percy Hilton. Den Sir Richard kennen Sie bereits.“

Sie verbeugte sich leicht vor mir.

„Mit Ihrer Erlaubnis, Sir,“ erwiderte sie, „möchte ich meinen Namen einstweilen noch verschweigen. Sie werden meine Gründe dafür später einsehen.“

Nach diesem Missgriff, den ich getan hatte, und der offenen Zurückweisung, die ich dabei erfahren, versuchte ich keine weitere Bemerkung, sondern fiel in die Rolle des Beobachters zurück.

„Was kann ich also für Sie tun?“ fragte Sterling in seiner gewöhnlichen gutmütigen, edelsinnigen Weise.

Die Dame schwieg ein paar Sekunden, und als sie wieder das Wort ergriff, klang ihre Stimme, obgleich sie vor heftiger Erregung bebte, hart und scharf — der Ton war nicht der, in dem sie wenige Minuten vorher an der Gartenpforte um Einlass gebeten hatte.

„Sie waren heute nachmittag in der Morgue?“ begann sie.

Ich war starr vor Erstaunen, und ich glaube, Sterling erging es ebenso. Er antwortete jedoch ruhig:

„Ja, mein Freund und ich waren beide dort.“

„Und Sie rekognoszierten die Leiche eines Mannes?“

„Jawohl!“

„Eines Mannes namens Jean Baptiste?“

„Unter diesem Namen war der Unglückliche bekannt, wenigstens mir. Aber darf ich Sie fragen, auf welche Weise Sie dies alles in Erfahrung gebracht haben?“

„In den Abendblättern steht ein Bericht über einen geheimnisvollen Mord im Bois de Boulogne. Obgleich kein Name genannt werden konnte, wurde das Opfer des Verbrechens doch beschrieben. Aus dieser Beschreibung glaubte ich den Mann zu erkennen.“

„Dann kannten Sie Jean Baptiste?“

„Er war mir bekannt. Ich fuhr zur Morgue, um mich zu überzeugen, ob ich recht hatte. Die Leiche war nicht mehr zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt, und es wurde mir mitgeteilt, dass sie von einer Stunde rekognosziert worden sei.“

„Durch mich?“

„Ja, durch Sie. Ich erhielt die Erlaubnis, das amtliche Schriftstück einzusehen, das Sie unterzeichnet hatten, und aus diesem erfuhr ich Ihren Namen und Ihre Adresse. Dies ist die Erklärung meines Hierseins.“

„Zu so später Stunde?“

„Ich konnte nicht früher abkommen. Ich hatte eine Abhaltung. Aber ich musste Sie unbedingt noch heute Nacht sprechen.“

„Und welchen Dienst darf ich das Vergnügen haben Ihnen zu leisten?“

Sie zögerte einen Augenblick, dann sagte sie mit tiefer, ernster Stimme:

„Jean Baptiste hinterliess ein Paket mit Papieren.“

Sterling konnte einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken und blickte nach der Richtung, in welcher ich sass. Ich erhob warnend einen Zeigefinger und gab ihm durch Blick und Gebärden zu verstehen, er möge die Dame ruhig anhören, ohne einstweilen seinerseits Zugeständnisse

„Nun, und was ist damit?“ fragte er in zurückhaltendem Tone.

„O, ich weiss alles über jene Papiere“, erwiderte sie mit Entschiedenheit. Sie schien seine Gedanken erraten zu haben und zeigte durch ihre Art und Weise, dass sie mein Zeichen bemerkt und verstanden habe.

„Jean Baptiste teilte mir vorher mit, was er zu tun im Begriffe stand. Ich kann so gar angeben, in welcher Weise das Dokument gesiegelt ist.“

„Sie scheinen gut unterrichtet zu sein.“

„Ja; er wollte das Paket mit einem seiner Manschettenknöpfe siegeln, die er immer trug.“

„Ganz richtig,“ versetzte Sterling ernst. „Wie ist aber dieser Umstand zu Ihrer Kenntnis gelangt?“

„Jean Baptiste schwur mir“ — Sie hatte den Satz in leidenschaftlicher Erregung begonnen, brach aber plötzlich ab und änderte Ton und Ausdrucksweise. „Jean Baptiste teilte mir mit, dass er gewisse Briefe auf diese Art versiegelt, der Obhut eines ehrenwerten Mannes anvertrauen wolle.“

Sie schwieg.

„Nun?“ erwiderte Sterling, um die Pause auszufüllen.

„Einem ehrenwerten Mann“, wiederholte sie, „einem Engländer. Er wollte mir keinen Namen nennen. Als ich aber den Ihrigen in der Morgue las, war ich sofort davon überzeugt, dass Sie dieser vertrauenswürdigen Freund sind.“

„Verzeihen Sie“, protestierte Sterling, indem er sich stolz aufrichtete, „es herrschte kein Vertrauen und daher auch keine Freundschaft zwischen Jean Baptiste und mir.“

„Sie haben doch jene Briefe in Ihrem Verwahrsam?“ fragte sie mit einschmeichelnder Artigkeit.

„Ah, das ist etwas anderes. Aus reiner Gefälligkeit gegen den Mann ging ich darauf ein, zeitweilig ein Couvert für ihn aufzubewahren, wie Sie es beschrieben haben.“

Unter dem Schleier drang ein halbunterdrückter Ausruf der Freude hervor, in die sich sowohl Dankbarkeit wie Triumph mischten, wie ich zu bemerken glaubte.

„Dann gehören diese Briefe mir!“ rief sie, eine Hand ausstreckend, als erwarte sie, dass sie ihr sofort ausgeliefert würden.

Sterling wandte sich mit bestürzter Miene zu mir. Ich sah, er stand in Gefahr, widerstandslos nachzugeben. Aber mein eigenes Ermessen sträubte sich aufs heftigste gegen einen solchen unüberlegten Abschluss der geheimnisvollen Angelegenheit. Es war Zeit für mich, in das Gespräch einzugreifen.

„Sind Sie mit den näheren Umständen bekannt, Madame“, fragte ich, „unter denen Jean Baptiste vergangene Nacht im Bois seinen Tod fand?“

Sie wandte sich voller Aerger und Ungeduld mir zu. Hätte ich ihr Gesicht sehen können, ich würde keinen angenehmen Ausdruck in ihm entdeckt haben, wie auch immer der Schnitt ihrer Gesichtszüge sein mochte, denn Aerger auf einem hübschen Gesicht kann sogar abstossender wirken als auf einem unscheinbaren.

„Ich habe Ihnen schon gesagt,“ antwortete sie kühl, „dass ich den Bericht über den Fall in den Abendblättern gelesen habe.“

„Nun, Jean Baptiste ist ermordet worden.“

„Das wissen wir alle.“

„Und Sie meinen, dass die Papiere eines

besten ausgehändigt werden dürfen, der sie verlangt?“

Dieser Einwand schien Eindruck auf sie zu machen. Sie schwieg einen Augenblick und wandte sich dann an Sterling.

„Wissen Sie, was dieser Jean Baptiste für ein Mensch war?“ fragte sie unvermittelt.

„Ich kann nicht sagen, dass ich viel von ihm wüsste“, erwiderte Sterling; „aber ich habe mir denken können, dass sein Lebenswandel nicht gerade zu den ehrenhaftesten gehörte.“

„Haben Sie eine Ahnung davon, wie unehrenhaft er war?“ zischte sie beinahe, so rasch und heftig wurden diese Worte gesprochen.

Sterling blickte auf die Fragerin, erstaunt über ihr leidenschaftliches Wesen und ohne zu antworten.

„Er war ein Erpresser, ein feiger, verächtlicher Erpresser!“ rief sie aus, indem sie mit gerungenen Händen im Uebermass ihrer Erregung in die Höhe sprang.

„Ein Erpresser!“ hörte ich Sterling in seinen Bart hineinmurmeln. „Der gottverfluchte Halunkel!“ Die Heftigkeit war nun auf seiner Seite, und ich konnte die zornige Röte gewahren, die sich über seinen Brauen gebildet hatte.

„Sie meinen dies im vollsten Ernste?“ fragte er.

„Gewiss. Jean Baptiste war nichts mehr und nichts weniger als ein gewerbmässiger Erpresser.“

Sie sprach jetzt ruhiger und überlegter. Auch Sterling hatte sich mit geradezu bestürzter Miene erhoben.

„Und da ich mich durchaus darüber rechtfertigen soll,“ fuhr die Dame fort, „weshalb ich mich an Sie gewandt habe“ — der versteckte Stachel in ihren Worten sollte mir gelten, wie ich sehr wohl erkannte — „so muss ich Ihnen noch mehr mitteilen. Eben die Briefe, die sich in Ihrem Gewahrsam befinden, wurden von Jean Baptiste zu Erpressungen benutzt.“

„Der Teufel hole ihn!“ rief er aus; seine Stimme bebte vor Scham, Selbstvorwürfen, Empörung, jetzt, da er erfahren hatte, welcher Missbrauch mit seiner Gutmütigkeit getrieben worden war.

„Ich schwöre es“, fuhr sie fort; aber nun ist er ja tot, „er kann mit all seiner Verworfenheit und Erbärmlichkeit keinen Schaden mehr anstiften. Nicht wahr?“

Sie stand dicht neben Sterling, in ihrer Stimme lag wieder der Ton inständigen Flehens.

„Ich fange an, alles zu verstehen“, murmelte er bitter, mehr zu sich als zu ihr.

Aber eine Stimme in meinem Innern flüsterte mir immerwährend zu, dass bis jetzt weder er noch ich das geringste davon verstand.

„Diese elenden Briefe enthalten das Geheimnis einer Frau“, fügte er ernst hinzu „Trifft dies zu?“

Für einen Augenblick gab sie keine Antwort. Dann fuhr sie zusammen und stiess einen Ton aus, der mir wie der Schrei unterdrückten Jubels klang. Ich konnte in ihrem Herzen lesen, ich konnte ihr Gesicht sehen, obgleich sie mir den Rücken zukehrte und es noch hinter ihrer Maske von Krepp versteckt war. Ich konnte den Triumph in ihren Augen aufblitzen, ein freudiges Lächeln ihre Lippen umspielen sehen, als die Worte meines Freundes ihr ein Mittel anzeigten, um das sie ihren

Zweck, das Paket ohne vorherige Prüfung seines Inhalts in ihre Hände zu bekommen, erreichen könnte.

„Ja, ja!“ rief sie zitternd vor Erregung aus, „die Briefe enthalten das Geheimnis einer Frau.“

„Der infame Schurke!“ brummte Sterling.

„Aber Sie werden sie mir zurückgeben, und zwar sogleich?“ fragte sie so sanft, so bittend, dass auch ein weniger empfängliches Herz als das meines Freundes zu einer sofortigen, bedingungslosen Gewährung einer so rührenden Bitte hätte bewogen werden können.

„Dann gehören die Briefe Ihnen?“ Seine für diese Frau so demütigende Frage war so leise gestellt worden, dass die Worte kaum zu meinen Ohren drangen.

„Die Briefe gehören mir,“ hörte ich die Dame als Antwort flüstern. Sie liess den Kopf auf die Brust sinken, ihre Haltung verriet die äusserste Beschämung, und sie begann leise zu schluchzen.

„Und das in ihnen enthaltene Geheimnis gehört Ihnen?“ fuhr er fort.

„Ach! ja,“ Sie presste ihre mit weissen Handschuhen bekleideten Hände vor ihr Gesicht, und wahrscheinlich weinte sie unter ihrem Schleier. Aber mir, der ich unüberzeugt, ungerührt, als kühler Beobachter dasass, kam es vor, als sei ihre Haltung angenommen, als finde ihr Kummer in ihrem Herzen keinen Widerhall.

„Dann sollen Sie diese Briefe auf jeden Fall haben,“ rief mein Freund mit lauter Stimme.

Bei diesen verheissungsvollen Worten schien sich ihre Stimmung zu ändern. Stimme und Haltung verrieten ihr stürmisches Entzücken, als sie, zu seinem ersten, männlichen Gesichte aufblickend, stierte: „O, Dank, Dank, tausend Dank!“

Sie zögerte einen Augenblick. „Und Sie wollen sie mir übergeben“, fragte sie angstvoll, „jetzt gleich — uneröffnet — un-gelesen?“

Bevor er aber seine Einwilligung, die ihm auf den Lippen schwebte, geben konnte trat ich einen Schritt vorwärts.

„Halt, Sterling! Da habe ich ein Wort hineinzureden.“

Viertes Kapitel.

Mit meinem Dazwischentreten erhielt die Sache ein ganz verändertes Aussehen. Die verschleierte Dame wich mit einem leichten Aufschrei vor mir zurück wie jemand, der unversehens eine Schlange auf seinem Wege erblickt. Aber sie schwieg. Wahrscheinlich erkannte sie an dem festen Ton meiner Stimme, dass ich meinen Entschluss gefasst hatte, und dass bei mir wenigstens tränenvolle Bitten nutzlos sein würden.

„Sterling, alter Junge“, sagte ich, indem ich meinen Freund auf einen Stuhl nötigte, „Du kannst über die Papiere des Toten nicht so aufs Geratewohl verfügen.“

„Aber Sie gehören der Dame mit vollem Fug und Recht.“

„Warte einen Augenblick.“ Ich wandte mich der Dame zu, die in einen Stuhl gesunken war, und begann ihr in freundlichem und höflichen Tone — denn ich war gern bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen und anzuerkennen, dass ich ihr unrecht getan hatte — die Sache von meinem Gesichtspunkte aus darzustellen. „Ich gebe Ihnen mein Wort, Madame,“ sagte ich, „dass, wenn Sie beweisen können, dass

hören, und dass sie Ihnen übergeben werden können, ohne dass jemand anders ein Unrecht oder Schaden damit geschieht, ich der Uebergabe der Papiere an Sie kein Hindernis mehr in den Weg legen werde. Aber verstehe ich recht, so wünschen Sie, dass das verschlossene Couvert Ihnen auf Ihr blosses Wort hin, ohne weitere Fragen, selbst ohne Verletzung der äusseren Siegel eingehändigt werde?“

„Das ist es ja, worum ich bitte,“ erwiderte sie, ihre Gefühle gewaltsam be-masternd.

„Aber sehen Sie denn nicht ein, dass es uns bei den Umständen, unter denen Jean Baptiste seinen Tod gefunden hat, schlechterdings unmöglich ist, Ihrem Wunsche ohne weiteres zu willfahren?“

„Warum sollte dies unmöglich sein? Habe ich diese Briefe nicht zur Genüge beschrieben, um zu beweisen, dass sie mein Eigentum sind?“

„Sie sind aber auch diejenige, die das meiste Interesse an der Wiedererlangung der Papiere hat?“ fragte ich mit scharfer Betonung.

„Niemand sonst hat ein Anrecht auf sie oder ein Interesse an ihnen“, entgegnete sie, ohne die Spitze in meinen letzten Worten bemerkt zu haben.

„Dann müssen Sie zugeben — verzeihen Sie, dass ich die Sache mit dünnen Worten bezeichne —, dass dieses Paket Material zu enthalten scheint, welches mit dem geheimnisvollen Tod Jean Baptistes in Zusammenhang steht.“

„Was meinen Sie damit?“ fragte sie von oben herab.

„Ich meine damit, dass Jean Baptiste möglicherweise dieser Briefe wegen seinen Tod gefunden hat.“

„Seinen Tod gefunden?“ rief sie aufspringend. „Seinen Tod gefunden? Unzweifelhaft. Aber durch mich, Sir? Auf meine Veranlassung hin? Haben Sie die Stirn, mir einen solchen Verdacht ins Gesicht zu schleudern?“

Die Würde ihrer empörten Haltung, die wilde Erregung ihrer Frage überzeugten mich davon, dass sie diesmal keine angenommene Rolle spielte. Ich erkannte daraus, dass sie an Jean Baptistes Ermordung keinen Anteil hatte.

„Ich äusserte keine Vermutung“, erwiderte ich; „Sie haben aber durch Ihr Verhalten verraten, dass das Verschwinden jenes Mannes eine grosse Wohltat für Sie ist.“

„Eine Wohltat!“ rief sie aus. „Ja, es ist eine Wohltat, die grösste Gnade und der höchste Segen, der mir seit langer Zeit zuteil geworden ist. Jetzt ist er tot, ich werde frei sein, Gott sei Dank, ich werde wieder aufatmen können — vorausgesetzt, dass ich meine Briefe erhalte.“ fügte sie in ganz verändertem, angsterfülltem Tone hinzu.

„Wissen Sie aber, dass es noch andere gibt, denen es um den Besitz dieser Briefe zu tun ist?“ fragte ich.

„Was soll das heissen?“ rief sie rasch und erregt aus.

„Wissen Sie, dass vor ungefähr drei Monaten Jean Baptiste bei einem Versuche, ihm eben diese Papiere zu entreissen, in die Seine geworfen worden ist und beinahe ertrunken wäre?“

„Nein, nein, ich habe nie etwas davon gehört“, erwiderte sie, gespannt aufhorchend. Abermals verrieten Stimme und

ausser mir kann Interesse an diesen Briefen haben?“ fragte sie ängstlich.

Ich würde viel darum gegeben haben, hätte ich ihr Gesicht beobachten können, und doch glaubte ich, auf mir selbst unerklärbarer Weise durch den Schleier hindurch das Arbeiten dieser Züge, die bei jedem Satz ihren Ausdruck wechselten, zu erkennen. Ich wusste, dass ihre Lippen jetzt in nervöser Furcht und quälender Ungewissheit geöffnet waren.

„Dies ist ein Punkt, den die Dokumente selbst am ehesten aufklären werden“, entgegnete ich. „Die Briefe geben uns möglicherweise Mittel und Wege an die Hand, die Mörder Jean Baptistes der Gerechtigkeit zu überliefern.“

Sie blieb wie betäubt stehen; dann aber, als sie meine Meinung zu erraten schien, schlug ihre Stimme sofort um; ihre Angst verwandelte sich in fast unbezähmbare Wut.

„Sie beabsichtigen diese Briefe zu lesen?“ rief sie mit einer wilden Handbewegung. „Sie wollen es wagen, sie zu lesen?“

Aber ihr stürmischer Protest prallte machtlos an mir ab. Er hatte im Gegenteil nur die Wirkung, mein Herz gegen sie zu verhärten und meine beabsichtigte Handlungsweise vor mir selbst um so mehr zu rechtfertigen. Wie ich schon früher überzeugt gewesen war, waren wir noch weit entfernt von einer vollen Einsicht in den wirklichen Sachverhalt, und aus ihrem von wahnsinniger Angst eingegebenen Verlangen, diese Papiere in ihren Besitz zu bekommen, ohne dass wir eine Kenntnis von deren Inhalt erhielten, konnte ich entnehmen, dass hier noch etwas anderes dahinter steckte, von dem wir keine Ahnung hatten. Wie zum Beispiel, wenn sie die Briefe haben wollte, weniger um ihren eigenen Ruf zu schützen als vielmehr um den eines anderen zu schädigen?

„Ich sehe keinen anderen Weg, den wir einschlagen könnten“, erwiderte ich trocken, während mir diese Erwägungen durch den Kopf schossen.

„Ah, Sie erbärmlicher Wicht! Sie tragen kein Bedenken, eine so gemeine, niederträchtige Handlung zu begehen?“ rief sie in wildem, leidenschaftlichem Hohne. Dann wandte sie sich an Sterling und begann, ohne ihn direkt anzureden, zu bitten, indem sie fortfuhr, mich zu beschuldigen. „Sie wollen die Ehre einer Frau mit Füßen treten, wollen mich vernichten und in Ihre Gewalt bekommen, genau so, wie es der Schurke tat, der nun tot ist!“

Sie brach in leidenschaftliches Weinen aus, und das war für Sterlings Empfinden zu viel.

„Sieh' einmal zu, Hilton, lässt sich denn gar nichts tun?“ fragte er ziemlich einfältig.

(Fortsetzung folgt)

Goldene Worte.

Es gibt keinen Zufall und was blüht

Das Ehrenwort.

Erzählung von Artur Zapp.
(Fortsetzung.)

Der freche Ueberfall war so unvermutet, plötzlich geschehen, dass die davon Betroffenen ihn wehrlos hatten über sich ergehen lassen müssen. Erst jetzt kehrten Tatkraft und Handlungsfähigkeit in dem Offizier zurück.

Mit rascher Bewegung schlug er dem tappischen Spiessbürger die Lampe aus der Hand, dass Glocke und Zylinder klirrend zu Boden fielen und plötzlich das Licht erlosch.

Und jetzt öffnete sich auch die neben dem Zimmer des Offiziers befindliche Tür und die Witwe Schmelzer, Herrn v. Rembergs Wirtin, steckte neugierig den Kopf heraus. Aber der Leutnant hatte eilig die Hand der neben ihm stehenden Dame gefasst und zog sie nun schnell mit sich die Treppe hinab, aus dem Bereich der grob scheltenden Stimmen des erbitterten Ehepaares.

Er hörte Frau Evas unterdrücktes Schluchzen und fühlte an dem starken Zittern ihrer Hand, in welcher heftige Erregung sie der hässliche Vorfall versetzt hatte. Er umschloss ihre Finger fester mit den seinen in tröstendem Druck. Er selbst war von Zorn, Empörung und Sorge erfüllt. Aber er drängte seine eigenen Empfindungen zurück, um ihr Trost und Mut zuzusprechen.

„Verzeihung!“ raunte er ihr zu, als sie unten im Hausflur waren. „Ich bin untröstlich . . . Fürchten Sie nichts!“

Sie weinte hinter ihrem Schleier; es war ein leises, würgendes, halb ersticktes Weinen. Heisse Schauer innigen Mitgefühls durchrieselten ihn. Sich zu ihrem Ohr hinüberbeugend, flüsterte er ihr zu: „Frau Eva, weinen Sie nicht, bitte, bitte! Haben Sie keine Furcht! Vertrauen Sie mir! Ich Sorge dafür, dass nichts geschieht.“

Er sagte noch mehr, alles, was ihm in dem heissen Verlangen, sie zu beruhigen, ihre Angst und Aufregung zu beschwichtigen, einfiel. Sie erwiderte nichts. Da er aber ihr Weinen nicht mehr hörte, nahm er an, dass seine Worte sie wieder getröstet hatten. Aber sie waren kaum auf der Strasse ein paar Schritte zusammen gegangen, als sie ihre Hand mit einer plötzlichen Bewegung zurückzog.

„Gehen Sie!“ raunte sie ihm heftig zu. „Gehen Sie!“

Er beugte sich bittend zu ihr hinüber. „Aber gnädige Frau — gestatten Sie doch, dass ich Sie bis in die Nähe Ihrer Wohnung —“

„Nein, nein!“ unterbrach sie ihn und ihre Stimme klang zornig. „So gehen Sie doch! Sie komprimittieren mich ja.“

Er war so bestürzt, dass er ohne eine Erwiderung stehen blieb, während sie rasch davoneilte.

5.

Leutnant v. Romberg kehrte langsam nach seiner Wohnung zurück. Wütender Zorn loderte in ihm und er ballte in stillem Grimm die Fäuste, während er sich vornahm, die Unverschämten, deren dreiste Neugier verschuldet hatte, dass das unvergleichlich schönste, wunderbarste Ereignis

heisser Schmerz sein Herz zusammen. War sie nicht voll bezaubernder Liebesswürdigkeit gegen ihn gewesen? Hatte er sich nicht als den glücklichsten, beneidenswertesten Menschen gefühlt? Hatte sie ihm nicht den Beweis einer tiefen, wahren, alles besiegenden Neigung gegeben? Und nun hatte der Schreck, die Angst sie hart und ungerecht gegen ihn gemacht und sie war voll Zorn und Erbitterung von ihm geschieden!

Doch als er oben an der Tür seiner Nachbarn klopfte, wurde ihm nicht geöffnet. Sie fürchteten sich offenbar vor ihm . . . Was sollte er tun? Lärm schlagen und die Neugier und Sensationslust auch der andern Hausbewohner herausfordern? Es blieb ihm nichts übrig, als sich schweigend in seine Wohnung zurückziehen, um hier mit sich zu Räte zu gehen. Erst in der Mitte seines Zimmers bei ruhigerer Ueberlegung kam ihm das volle Bewusstsein der gefährlichen Lage, in die die angebetete Frau und er selbst geraten waren. Von seinen Nachbarn hatte er sich nichts Gutes zu versehen. Es war ihm nicht verborgen geblieben, dass ihn das Ehepaar schon längst mit scheelen Augen ansah. Der Mann war Schneidermeister und seine und seiner Frau Gehässigkeit gegen den Nachbar mochte daher stammen, dass er dem Schneider noch nie den geringsten Verdienst zugewandt hatte. Würden sie nun die gewünschte Gelegenheit benutzen, um seine Existenz zu untergraben, ihm die Karriere zu vernichten? Aber noch mehr als die Sorge um sein eigenes Schicksal bekümmerte ihn die Gefahr, in der die geliebte Frau nun schwebte. Es durchfröstelte ihn eiskalt, während er sich gegenwärtigte, dass nun die Lästermäuler der Stadt mit frivolem Klatsch die Ehre der über alles verehrten Frau besudeln würden. Ihr Ruf war für alle Zeit vernichtet. Die Kameraden würden es erfahren, der Oberst und der Rittmeister, Evas Gatte.

Der junge Offiziersprang von dem Sofa, auf dem er grübelnd lag, aufgeregt auf seine Füsse. Seine Gestalt reckte sich straff, seine Augen blitzten und ein triumphartiges Aufleuchten strahlte über sein Gesicht. Wenn sich der Klatsch der Angelegenheit bemächtigte, so war Rittmeister Linhoff gezwungen, ihn — Romberg — zum Zweikampf zu fordern. Mit der Waffe würde er dem Tyrann, der die schönste, anbetungswürdigste Frau unwürdig behandelte und unglücklich machte, gegenüberreten, und die Möglichkeit, sich die Heissgeliebte in ehrlichem Kampfe zu erringen, war in seine Hand gegeben. Musste er eine solche Wendung der Dinge nicht als ein Glück betrachten?

Nur ein paar Sekunden währte diese Aufwallung ungestümer stolzer Freude und Genugtuung. Nein, nein! Auf die hehre Lichtgestalt der Geliebten durfte kein Schatten fallen, an ihren Namen sich kein Makel heften. Er wusste, wie die Feinfühligke unter den Demütigungen, den Aufregungen, die mit einem solchen Skandal immer verbunden waren, leiden würde. War es nicht seine Pflicht, seine heiligste Pflicht, sie zu schützen vor jeder Unbill, vor jeder Erniedrigung?

Erich v. Romberg warf seinen Paletot

in dem engen Zimmer. Er brauchte freie Bewegung in frischer Luft, um eine Ableitung für die in ihm tobende Aufregung zu finden. Und so rannte er aus dem Zimmer hinunter auf die Strasse. Draussen stürmte er aufgeregt vorwärts, ohne auf den Weg zu achten, auf die Chaussee hinaus, wo ihn dichte Dunkelheit umfing und wo ihm keine Blicke Vorübergehender lästig wurden, bis es ihm plötzlich in den Sinn kam, dass er ja für den Abend eine Verabredung hatte. Es schauderte ihn unwillkürlich. Jetzt im Kreise der Kameraden erscheinen, an ihren fröhlichen Gesprächen teilnehmen, eine unbefangene, heitere Miene heucheln zu müssen, während ihm die Aufregung noch in allen Nerven prickelte, würde das nicht eine unerträgliche Marter sein? Aber er hatte es Eikstedt fest zugesagt und er durfte den Kameraden, der ihm vor allen andern lieb und wert war und den er aus dem Grunde seines Herzens achtete, nicht verletzen.

Eikstedt war schon da und drohte ihm scherzhaft mit dem Finger.

„Dul Willst du mich hier verschimmeln lassen? Eine ausgeschlagene Stunde warte ich schon auf dich.“ Er hob die dickpauchige Flasche, die im Eiskübel steckte. „Sieh mal! Habe aus Aerger beinahe die ganze Flasche allein ausgetrunken . . . Na, setz' dich mal und steck nicht solche Armensündermiene auf! Wo hast du denn gesteckt?“

Erich v. Romberg entschuldigte sich und berichtete, nachdem er abgelegt und Platz genommen hatte, dass er zu Hause gewesen und so ganz in die Lektüre eines Buches vertieft gewesen sei, dass er darüber die Zeit verpasst habe. Eikstedt bestellte ein Glas und eine neue Flasche. Er war ausserordentlich aufgeräumt und frohlaunig. Seine Versetzung nach Berlin und die Gewissheit, dass damit eine glänzende Wendung in seiner Karriere angebahnt sei, gab seinem sonst ernsten, ruhigen Wesen einen lebhaften Impuls.

„Prosit!“ sagte er, als in den beiden Kelchen der prickelnde Wein schäumte. „Auf unsere Zukunft!“

Und als die Gläser geleert und wieder gefüllt waren, fuhr er mit glückstrahlendem Lächeln fort: „Weisst du, unbändig froh bin ich, dass ich bald hier herauskomme. Herrgott, wenn ich denke, dass ich hier zehn Jahre vegetiert habe! Wie viele öde Tage und wie wenige wirklich schöne Stunden liegen hinter mir! Ja, ja, so'ne kleine Garnison — na! Wenn ich Katholik wär', würde ich sagen, ich hab's Fegefeuer schon hinter mir . . . Gott sei Dank, dass das nun bald überstanden ist — hoffentlich auf immer!“

Er hob wieder sein Glas und stiess mit dem Freunde an und trank.

„Ich kann wohl behaupten“, nahm er darauf das Thema wieder auf, „dass ich gerade nicht der schlechteste Kamerad bin und dass die Medisance nicht zu meinen Fehlern gehört, aber“ — er blinzelte zu den andern Tischen hinüber, an denen lachende und zechende Kameraden sassen, und dämpfte seine Stimme zum Flüsterton. — „sieh dir 'mal die Gesichter dort an und belausch' mal 'n bisschen ihre Gespräche! Hörst du den Schmalwitz? Jetzt hat er eben das Hundethema vor und dann kommen die Pferde dran und zuletzt als Krone des Ganzen, die Weiber — aber

meister von Lorin! Was liest du aus den Mienen dieses dicken, aufgedunsenen, blauroten Gesichts? ... Hast du ihn schon mal nach acht Uhr abends nüchtern gesehen? Ich nicht! und pass mal auf, wenn's zehn schlägt, dann bläst er zum Aufbruch dann zieht er mit seinen Kumpanen nach dem „Löwen“ und dann legt er 'ne Bank auf; sie tempeln bis in den frühen Morgen und nehmen sich gegenseitig das Geld ab, 'ne nette Sorte von Kameradschaftlichkeit!“

Der Sprechende feuchtete seine Zunge an, dann sah er dem Freunde erstaunt in das nachdenkliche, zerstreute, finstere Gesicht.

„Aber, was hast du denn, Erich? Hast du Aerger gehabt? Oder ist dir sonst was Peinliches passiert?“

Der Angeredete zuckte innerlich zusammen. Er hatte dem Kameraden nur mit halbem Ohr zugehört und konnte sich noch immer nicht von seinen düsteren Gedanken freimachen. Ob er sich dem Freunde entdeckte, ihm das, was geschehen war, anvertraute, seinen Rat in der peinlichen, prekären Situation, in der er und Frau Linhoff sich befanden, erbat? Aber ebenso plötzlich wie diese Anwendung über ihn gekommen war, ebenso rasch verflüchtigte sie sich wieder. Wie sollte er dem Freunde offene Mitteilung machen, ohne Frau Rittmeister Linhoff zu kompromittieren? Würde er die geliebte Frau nicht blossstellen? Würde er imstande sein, dem Kameraden die Ueberzeugung einzuflöszen, dass die wie eine Heilige von ihm verehrte Dame bei ihrem aussergewöhnlichen Schritt nur von den idealsten, selbstlosesten Motiven bewegt gewesen und dass sie sich nichts vergeben, dass sie noch immer die uneingeschränkste Achtung und Verehrung beanspruchen durfte?

Er drängte mit stiller Anstrengung seine Gedanken und Sorgen zurück und bemühte sich, eine unbefangene, erstaunte Miene zu zeigen.

„Wie so denn?“ erwiderte er rasch. „Nichts ist mir passiert. Gar nichts! Deine Mitteilungen gehen mir durch den Kopf. Ich dachte, die könnten einen wohl zum Nachdenken und zu allerhand nicht gerade erfreulichen Betrachtungen anreizen. Du hast recht, auch mir wären drei oder vier der Herren lieber, wenn* zwischen ihnen und mir erst 'n paar Dutzend Meilen lägen.“

„Darauf trinken wir mal“, sagte Eikstedt und hob sein Glas. „Auf dass du mir bald nach Berlin nachkommst! Na, das Examen ist ja für dich 'n Kinderspiel!“

Und als sie angestossen und getrunken hatten, nahm der Adjutant wieder das Wort.

Wo viel Licht, ist auch viel Schatten, das ist nun mal 'n altes Wort und es bewahrheitet sich auch bei uns. Und an Lichtem und Schönem und Erfreulichem ist kein Mangel trotz alledem. Das deutsche Offizierkorps steht doch einzig da in der Welt. Zum Beispiel, wir beide — sind wir nicht 'n paar ganz passable Kerle, die sich sehen lassen können? Streben wir nicht nach hohen Zielen, arbeiten wir nicht unermüdlich an uns? Sitzen wir nicht manche Nacht bei unsern Büchern und mühen uns, um was Rechtes aus uns zu machen und dem Vaterlande zu dienen, abgesehen von

me besondere Sorte Menschen halten, wie zum Beispiel unser Kamerad Neuhäuss, der neulich einmal äusserte, dass für ihn der Mensch überhaupt erst beim Leutnant anfangt und dass der ganze zivile Mischmasch nur den Schémel bilde für unsre — die Juristen allenfalls ausgenommen, die er — sehr geschmackvoll — als Kavaliers des Zivils bezeichnete. Ja, wir beide haben eine andre Auffassung von unserm Beruf als die Herren, die ihre Uniform und ihre Stellung nur als eine schmückende Folie auffassen, die ihnen gesellschaftliche Triumphe zu erringen hilft. Gott sei Dank, es gibt auch 'ne Anzahl anderer Leute unter uns, die uns nicht die Lächerlichkeit und den Hass der übrigen Bevölkerung zuziehen, sondern die uns Ehre machen und auf die wir stolz sein dürfen. Da sieh dir mal den Fahrenburg!“

Der Adjutant neigte sich vornüber erhob sein Glas und rief einem an einem der andern Tische bei einem einfachen Glase Bier sitzenden jungen Offizier zu: „Gestatte mir, lieber Fahrenburg!“ Prositt!“ ... Gar zu gern würde ich ihn zu einem Glase Sekt einladen. Aber ich mag sein Zartgefühl nicht verletzen. Ich weiss, er nimm's nur ungern an, weil er sich nicht revanchieren kann. Siehst du, der Kamerad beweist uns, dass es auch zu Friedenszeiten in der Armee Helden gibt.“

„Nicht 'n Pfennig Zulage“, fuhr der Adjutant fort, „hat Fahrenburg, seit sein Vater vor zwei Jahren starb und das Stammgut über und über verschuldet zurückliess. Nun quält sich sein Bruder, um das Gut, auf dem die Fahrenburgs seit vierhundert Jahren hausen, der Familie zu erhalten. Unser Kamerad aber darbt und legt sich die ungeheuerlichsten Entbehrungen an und ringt im stillen Kampf mit geheimen Demütigungen und kleinlichen Widerwärtigkeiten. Er lebt wie 'n Spartaner und ich bin überzeugt, dass er so manchen Abend hungrig zu Bett geht, um nach aussen hin das Prestige wahren zu können und um seinen Beruf, den er über alles liebt, nicht aufgeben zu müssen.“

Erich v. Romberg nickte und über sein Gesicht breitete sich der Widerschein eines warmen Gefühls.

„Ja, du hast recht“, fiel er lebhaft ein. „Fahrenburg ist geradezu bewundernswert. Und wie wenig er sich sein Martyrium anmerken lässt! Immer gutgelaunt, immer freundlich, immer voll kameradschaftlicher Liebenswürdigkeit! Ich habe den allergrössten Respekt vor ihm. Und Graf Wartenberg! Erinnerst du dich, wie er im vorigen Winter in voller Uniform von der Brücke aus ins eiskalte Wasser sprang, um einen kleinen Jungen, der sich vorwitzig auf die dünne Eisdecke gewagt hatte, herausholen? Auf ein Haar hätte's ihm das Leben gekostet.“

Der Adjutant lächelte und erhob abermals sein Glas.

„Auf die kleine Garnison! Alle unter uns hat sie ja noch nicht verdorben ... — Freilich besser ist's schon und aufatmen werde ich aus tiefer Brust, wenn ich ihr den Rücken kehren kann ...“

Bis gegen Mitternacht blieben die beiden Freunde zusammen in lebhafter Unterhaltung. Erinnerungen austauschend. Be-

des stimulierenden Weins und des anregenden Zusammenseins mit dem lieben Kameraden war Erich v. Rombergs Zorn, seine Niedergeschlagenheit und seine Unruhe gänzlich von ihm gewichen. Vergnügt trällernd, mit elastischen Schritten betrat er sein Zimmer. Der Bursche erwartete ihn und hatte bereits die Lampe angesteckt.

„Na, Pärke“, sagte er und fasste den stramm vor ihm Stehenden, dessen Augen schläfrig blinzelten, leicht unter das Kinn, „siehst ja ganz verschlafen aus, Mensch! Warum bist du nicht längst in die Klappe gekrochen? Weissst doch: ich verlange nicht, dass du aufbleibst, bis ich nach Hause komme.“

Der Bursche gab sich einen straffen Ruck.

„Der Herr Leutnant könnten doch noch was wünschen.“

„Ach, Unsinn! Was sollte ich denn noch wollen? Schlafen will ich, nichts weiter. Also dalli, ins Bett, hörst du!“

„Befehl, Herr Leutnant.“

Der Dragoner war schon an der Tür, als ihn der Offizier noch einmal zurückrief. Das plötzliche Gefühl, heute noch einen Menschen glücklich, zu machen, wandelte ihn unwiderstehlich an.

„Pärke!“

„Herr Leutnant?“

„Sage mal, Pärke, ich glaube, ich habe von Frau Schmelzer gehört, dass du dir so sehr 'n Extrarock wünschst. Ist das wahr, Pärke?“

Der Bursche lächelte verlegen

„Na, heraus mit der Sprache!“

„s mag schon sein, Herr Leutnant.“

Der angeheiterte Offizier lächelte.

„Na ja — kann mir denken. Hast gewiss 'ne Braut, Pärke, und da willst du den Feinen spielen und ihr imponieren ... Na, sollst du, mein Sohn.“

Er schritt an den Kleiderschrank, der an der Wand stand und öffnete und suchte einen seiner Waffenröcke heraus — es war nicht mal die allerletzte Garnitur.

„Da, Pärke, lass ihn dir zurechtmachen! Vom Regimentsschneider, hörst du! Und sag' ihm, er soll's mir auf die Rechnung setzen ... So, nun troll' dich — aber fix, hörst du? Bin hundemüde.“

Doch der Soldat stand noch immer und sah bald auf den Uniformrock in seiner Hand, bald auf seinen Vorgesetzten, und der Ausdruck ungläubigen Staunens und freudigster Ueberraschung in seinem dummen Gesicht war so drollig, dass der Leutnant laut auflachte.

„Na, willst du ihn nicht, Pärke? Ist er dir nicht gut genug?“

Er machte eine scherzhafte Bewegung, als wollte er den Rock wieder an sich nehmen. Der Dragoner zuckte unwillkürlich zurück und wurde vor Angst krebsrot.

„Der Herr Leutnant machen doch man bloss Spass“, stotterte er. „Ich danke auch vielmals, Herr Leutnant, danke schön!“

Dann machte er eine stramme Kehrtwendung und stampfte so fest auf den Fussboden auf, dass ihn der Offizier mit einem „Bscht!“ warnte. Als sich die Tür hinter Pärke geschlossen hatte, stand Erich v. Romberg noch immer mitten im Zimmer; die Lust zum Schlafen schien ihm auf einmal vergangen. Seine Augen starrten auf die Wand.

regte Phantasie zauberte ihm die Szene vor, die sich vor fünf oder sechs Stunden in seinem Zimmer abgespielt hatte. Dort hatte er gestanden, mitten im Zimmer, völlig ahnungslos und dann hatte sich mit einemmal die Tür geöffnet und die grösste und freudigste Ueberraschung seines Lebens war ihm zuteil geworden. Und wenn er hundert Jahre alt werden sollte und das Glück sein Füllhorn auch noch so verschwenderisch über ihn ausgiessen würde, ein solches Entzücken würde er nie — nie wieder empfinden... Und dort auf jenem Stuhl hatte ihre schlanke, elegante Gestalt geruht.

Hochklopfenden Herzens beugte sich der Leutnant herab und presste im Ueberschwang seines Gefühls seine Lippen auf die Rücklehne des einfachen kleinen Möbels und warf sich auf die Knie nieder und bestatete mit den Händen den Sitz und schmiegte seine heisse Wange darauf.

Und nun sprang er wieder auf und schaute mit verklärten Augen in dem kleinen schmucklosen Gemach umher. Es war ihm, als habe alles ein schöneres, glänzenderes Aussehen bekommen, gewissermassen, als sei alles durch ihre Gegenwart, durch den Blick ihrer Augen geweiht worden. Zuletzt trat er an das Fenster und blickte mit verzücktem, selig lächelndem Gesicht in die Richtung ihrer Wohnung. Von seinen Lippen kam ein heimliches Flüstern: „O, Eva — du — du!“ Und seine Arme breiteten sich sehnsüchtig aus.

6.

Um zehn Uhr am nächsten Vormittag betrat Oberst v. Wickenburg, der Kommandeur des Dragonerregiments, das Regimentsbureau. Der Adjutant erstattete Bericht über die eingelaufenen dienstlichen Schreiben, Befehle und Meldungen. Ganz zuletzt überreichte er dem Kommandeur mit diskretem Lächeln ein an den Herrn Oberst persönlich adressiertes, mit dicker Tinte und wahrscheinlich lange nicht gebrauchter verrosteter Feder beschriebenes Briefkuvert.

„Herrn Operst von Wickenburg
Hochwollgeporn.“

Der Oberst machte grosse Augen und lachte.

„Nanu!“ sagte er diastisch.

Er erbrach das Kuvert. Bei den ersten Zeilen lächelte er, dann aber stutzte er plötzlich. Seine Mienen nahmen einen ernsten, nachdenklichen Ausdruck an. Er beugte sich wieder über das Schreiben und las weiter. Das Entziffern der plumpen, in einer ungeheuerlichen Orthographie geschriebenen Sätze erforderte angestrengteste Aufmerksamkeit. Als er die Lektüre beendet hatte, reichte er das Schreiben ohne ein Wort der Erklärung dem Adjutanten. Sein Gesicht hatte sich ganz verfinstert, seine Stirn lag in tiefen Falten.

In steigender Aufregung las Oberleutnant v. Eikstedt:

„Entschullgen Herr Operst das ich mich die Freiheit nähme und die Feinder ergreife. Ich bin jewiss für's Militär und habe selbst meine drei Jaar abgeriss'n und wenn ich nich zu 'n Kriegererein jeheer so is bloss weil meine Olle meint, das is zu nisch gut und wirt bloss gesoffen da. Und

Herr Riddmeisster Lienow in Bärln isst und kann nicht nach dem reckten sähn und hiebsch is es nich von Frau Riddmeisster das sie zu einen junken Herrn Leidnamt auf den Herr Leidnamt seinen Zimmer kohmt und eine folle halpe Stunt und auch rrär bei ihm bleibt. Bei den Herrn Leidnamt fon Rohmperg nähnlich. So war es jestern nachmiddag um sähs es kann auch edwas spehter jewess'n sein; dass iss doch ein anstendiges Hauss und sohlt so was jewiss doch nich forkom indehm das sich sowas nich schikken dhut; und den Herrn Riddmeisster Lienow'n seine Aehre doch dadrunter leiten dhut und da ich doch mahl an Herrn Oberpst schreiben dhu und meine Frau meint auch. Es isst nich reckt das der Regimentsschuster und der Regimentsschneider auch ausertienstlich führ die Herren Offizihre und die Herrn Eingährnfreiwilljen arpeit'n dhut; indähm doch die Zifielhandtwärker Steirn zaalt und die fons Militär kein Fennich nich. Und dadruhm wirt der Herr Operst fielleicht die Inade hab'n und verpiet'n dem Regimentsschneider Briwahtarheid annehmen und darw nur noch schneiden wass für die Herrn Unteroffizihre und die Iemeinen röddig iss und Sie brauch'n nich Glaupen das ich diess fon den Herrn Leidnamt fon Romperg und die Frau Riddmeisster Lienow dässhalb jeschrieb'n hab; nein, nur weihl ich für Morahlteet und Abnstantt binn und dhu mir ärgern und auch meine Frau dass so wass forkomt und den Herrn Riddmeisster Lienow wirt eine Nasse jetreht. Nicks vier unguhd. Den Herrn Operst sein jehorsahmer Tihner und achdungsfol

Ein Bürger.“

„Nun was sagen Sie, Eikstedt?“ fragte der Oberst. Die Hand des Oberleutnants, die das ominöse Schriftstück hielt, zitterte. Seine Mienen zuckten vor Empörung.

„Eine niederträchtige, schurkische Denunziation, Herr Oberst!... Bitte gehorsamst um Entschuldigung.“

Der Kommandeur nickte und sein düsteres Gesicht erhellte sich etwas.

„Das ist auch meine Ansicht,“ stimmte er bei. „Ein Denunziant, der sich feige in Anonymität hüllt, sagt selten die Wahrheit.“

Er nahm den ihm vom Adjutanten gereichten Brief, warf einen scheuen, verachtungsvollen Blick darauf und schleuderte ihn mit allen Anzeichen eines heftigen Ekels auf den Schreibtisch.

„Pfui Teufel!... Wahrscheinlich handelt es sich um ein niedriges Rachegehlüst, das sich gegen einen der beiden Beschuldigten richtet.“

„Höchst wahrscheinlich, Herr Oberst... Uebrigens das Motiv drückt sich ja klar in der Denunziation selbst aus,

„Sie meinen?“

„Jawohl, Herr Oberst. Allem Anschein nach rührt das saubere Schriftstück von irgend einem blederen Handwerksmeister, einem in seinen heiligsten Erwerbsgefühlen gekränkten Schuster oder Schneider her. Darauf deutet doch ganz offenbar die Bemerkung bezüglich der Privatarbeiten des Regimentsschusters und des Regimentschneiders hin.“

„Freilich, freilich!“ Der Oberst tat einen tiefen Atemzug. Es war seinen sich immer mehr aufklärenden Mienen anzusehen, dass ihm der Gedanke, nur eine haltlose verleumderische Bezeichnung vor sich zu haben, wohlthat. „Am besten“ — er warf wieder einen scheuen, lebhaften Widerwillen spiegelnden Blick nach dem Brief hin — „wir nehmen gar keine Notiz weiter von dem ekelhaften Machwerk da!“

In dem ersten Gesicht des Adjutanten malte sich freudige Genugtuung.

„Zu Befehl, Herr Oberst. Sicherlich würde der Herr Oberst dem anonymen Wisch zu viel Ehre erweisen, wenn der Herr Oberst sich weiter darüber alterierten.“

Der Kommandeur stützte sich auf den Schreibtisch, neben dem er stand, und richtete den Blick nachdenklich durch das Fenster zum Firmament empor. Nach einer Weile, während ihn der Adjutant in heimlicher Spannung beobachtete, schüttelte er still mit dem Kopf und dann sprach er leise, wie zu sich selbst: „Wenn es sich nur nicht um eine Dame des Regiments, um die Gattin eines Kameraden handelt!“

Unter einem plötzlichen Impulse drehte er sich um, ergriff bedächtig mit zwei Fingern, als befürchte er sich zu beschmutzen, den anonymen Brief, suchte eine bestimmte Stelle und las sie noch einmal, genau jedes Wort sorgsam erwägend, durch.

„Diese bestimmten Angaben!“ bemerkte er, sich an den Adjutanten wendend. „Gestern nachmittag um sechs. Frau Rittmeister Linhoff. Warum gerade Frau Rittmeister Linhoff?“

In das Gesicht des Adjutanten stieg eine lebhafte Röte.

„Der Herr Oberst gestatten: Der Anonymus hat sich offenbar gesagt, dass seine verleumderische Denunziation gegen Romberg glaubhafter erscheinen würde, wenn sie Frau Rittmeister Linhoff als Mitschuldige nenne. Romberg hat, seit er zur Schwadron des Rittmeisters versetzt wurde, viel im Linhoffschen Hause verkehrt. Das ist in unserm kleinen Nest natürlich niemand unbekannt. Dazu kommt, dass beide, Romberg sowohl wie Frau Rittmeister Linhoff, Musikenthusiasten sind und häufig miteinander musiziert haben.“

Der Oberst nickte.

„Ja. Auch ich habe davon gehört,

ruckweisen Bewegung den Schnurrbart, was bei ihm immer das Zeichen einer starken zornigen Erregung war. «Ich werde doch kaum», fuhr er mit ernster, entschlossener Miene fort, «um die unangenehme Pflicht, Romberg zu befragen, herumkommen . . . Die Ehre eines Kameraden ist im Spiel und da muss alles klar und lauter sein . . . Aeh!» Wieder schleuderte er die gehässige Denunziation mit einer Bewegung zorniger Verachtung auf den Schreibtisch und nagte mit den Zähnen an der Unterlippe.

Nach einer Weile wandte er sich wieder an den Adjutanten. Er legte ihm mit einer vertraulichen Geste seine beiden Hände auf die Schulter und sah forschend in die ihn ruhig und ehrerbietig anblickenden Augen.

«Sie sind mit Romberg befreundet, lieber Eikstedt?»

«Jawohl, Herr Oberst. Er ist mir der sympathischste unter den jüngeren Kameraden. Er ist intelligent, ernst und von einem edlen Ehrgeiz beseelt.»

In die Mienen des Oberst trat ein Zug lauernder Spannung.

«Ohne Sie zu einer Indiskretion verleiten zu wollen, lieber Eikstedt, glauben Sie, dass — er deutete nach dem auf dem Schreibtisch liegenden Brief hin — dass so etwas überhaupt im Bereich der Möglichkeit liegt?»

Der Oberleutnant hielt den auf ihn gerichteten Blick voll aus. Die Röte des Eifers stieg ihm in die Wangen.

«Nein, Herr Oberst. Nach meiner innigsten Ueberzeugung ist das ganz und gar undenkbar. Romberg denkt viel zu ehrenwert und zu kameradschaftlich und hegt zu viel Achtung vor der Gattin seines Kameraden, als dass er — nein! Und selbst wenn Rombergs Herz der Gattin seines älteren Kameraden wirklich wärmere Empfindungen entgegenbrächte — ich habe keinen Grund mehr als achtungvollste Sympathie als vorhanden anzunehmen — so würden sie sich doch nie über die Grenzen zarter, stiller Verehrung hinaus betätigen. Dafür bürgt Rombergs lauterer ehrenhafter Charakter.»

Der Oberst bohrte seine Blicke tief in die des ihm Gegenüberstehenden, als wollte er auf dem Grunde seiner Seele forschen. Er bewegte seine Lippen, als wollte er noch etwas fragen. Aber er schien sich schnell wieder eines andern zu besinnen. Mit einer sanften Bewegung zog er seine Hände zurück und nickte.

«Ich danke Ihnen», sagte er warm. «Sie nehmen mir einen peinlichen Druck von der Seele, lieber Eikstedt.»

Und nachdem er ein paar Sekunden lang schweigend mit sich zu Rate gehend, zu Boden geschaut hatte, hob er die klaren, ernsten blauen Augen, die so gütig und doch auch so erschreckend streng blicken konnten, zu dem in starrer Haltung vor ihm stehenden jungen Offizier.

Was für Dienst hat Romberg heute morgen? Bitte, sehen Sie doch einmal nach, lieber Eikstedt!»

Der Adjutant eilte in das nebenan befindliche Bureau, in dem der Regimentschreiber mit seinen Gehilfen arbeitete. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück.

«Von zehn bis elf Fussexerzierern, von elf bis zwölf Reiten der alten Mannschaften», meldete er in dienstlicher Haltung.

«Ich danke. Lieber Eikstedt, senden Sie doch, bitte sofort eine Ordonnanz in die Kaserne! Ich wünsche den Herrn Leutnant Romberg noch vor Tisch zu sprechen. Bequemer Anzug. Der Vize-wachtmeister kann die Uebungen beaufsichtigen.»

«Zu Befehl, Herr Oberst . . .

Leutnant v. Romberg hatte eben die alten Leute seiner Schwadron in der Reitbahn aufsitzen lassen, als ihm der Befehl überbracht wurde, sich sofort bei dem Herrn Oberst einzufinden. Im ersten Augenblick erschrak er heftig und wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke: es ist wegen gestern — wegen des Besuches der Frau Rittmeister. Man hat es dem Oberst überbracht.

Als er sich direkt von der Reitbahn auf den Weg nach dem Regimentsbureau begeben hatte, wollte ihm diese Besorgnis doch übertrieben scheinen. Er war seit acht Uhr im Dienst und hatte noch keine Zeit gehabt, über den Vorfall des gestrigen Nachmittags weiter nachzudenken (der seinen Nachbarn, den Schneider, zur Rede zu stellen. Dass der Mensch, den wohl nur eine augenblickliche Neugier, eine momentane Auswandlung hämischer Schadenfreude geleitet hatte, seiner plumpen Indiskretion weitere gehässige Handlungen gegen ihn folgen lassen würde, hielt er nicht für wahrscheinlich. Für seine plötzliche Zitierung in das Regimentsbureau gab es mehr als eine ganz unverfängliche Erklärung. Der Herr Oberst konnte ihn wegen des Croquis sprechen wollen, das er nach der letzten Felddienstübung des Regiments entworfen hatte. Es konnte sich auch um seine bevorstehende Prüfung für die Kriegsakademie handeln. Je näher er aber dem Regimentsbureau kam, desto schwerer und beklemmender wurde der Druck auf seiner Brust und desto mühsamer ging sein Atem. Als er den Hausflur passierte, in dessen erstem Stockwerk die Wohnung des Obersten und die Räume für das Regimentsbureau lagen, biss er die Zähne aufeinander und ein heiliger Entschluss stand in ihm fest. Mochte kommen, was da wollte: Eva Linhoffs Ehre würde er in keinem Fall antasten lassen.

Als er in das Zimmer eintrat, in dem der Oberst und der Adjutant arbeitend saßen, sah er sogleich an der ungewöhnlich ernsten Miene des Kommandeurs, dass etwas Aussergewöhnliches vorlag. Eikstedts Augen grüßten ihn wie immer mit freundlichem Blick.

«Ruhe! Selbstbeherrschung!» raunte sich

der junge Offizier zu, während er sich vor seinem Kommandeur tief verneigte.

Oberst v. Wickenburg erhob sich, trat dem in dienstlicher Haltung vor ihm Stehenden ein paar Schritte entgegen und sah ihm wohlwollend in die Augen.

«Es ist eine peinliche Angelegenheit», hob er an, «in der ich Sie zu sprechen wünsche, lieber Romberg. Sie wissen, dass ich als Ihr Regimentskommandeur nicht nur für Ihre dienstlichen Leistungen, sondern auch für Ihr privates Leben verantwortlich bin. Nun ist mir da eine anonyme Anzeige zugegangen, die eine sehr hässliche Anschuldigung gegen Sie enthält.»

Der junge Offizier erbebt bis ins Innerste seines Herzens. Nun war kein Zweifel mehr, es handelte sich um den gestrigen Vorfall. Zugleich mit der Erkenntnis der Gefahr wurde die ganze Energie seines Wesens wach. Er fühlte es in allen Nerven, in allen Fibern seiner Seele, dass ein für sein ganzes künftiges Leben entscheidender Moment gekommen war. Und noch einmal stieg das heilige Gelübde in ihm auf; über allen andern Rücksichten stand für ihn die auf die heimlich Geliebte. Unwillkürlich reckte er sich noch straffer. Wie ein Bild aus Marmor stand er, mit festem Blick, in sicherer Haltung.

Der Oberst hatte eine kurze Pause gemacht.

In seinem Mienenspiel war deutlich zu erkennen, wie peinlich und lästig ihm diesmal die Aufgabe war, die seine Pflicht ihm auferlegte.

«Es handelt sich — eh, um es grad' herauszusagen», fuhr er, sich durch wiederholtes Räuspern unterbrechend, fast zögernd fort, «um — eh, um einen Damenbesuch, den Sie gestern nachmittag in Ihrer Wohnung erhalten haben sollen.»

Der Leutnant drängte die wahnsinnige Spannung, die ihm in allen Pulsen klopfte und seinen rasend Herzschlag bis hinauf zum Halse fühlbar machte, mit gewaltiger Willensanstrengung zurück. Nicht eine Muskel zuckte in seinem Gesicht, das ernst, unerschrocken dem Kommandeur zugekehrt war.

«Sie können sich denken», sprach der Oberst weiter und der Ton seiner Stimme klang beinahe entschuldigend, «dass es mir kein Vergnügen macht, mich in die Intimitäten Ihres Privatlebens einzudrängen, um so weniger als ich Sie als einen meiner ernstesten, strebsamsten Offiziere kenne, der mir nie Anlass zur Unzufriedenheit gegeben hat. Und ich würde die Sache — eh, mit der Nichtachtung, die sie zweifellos verdient, von mir gewiesen haben, wenn nicht — eh, der Name einer Dame darin verflochten worden wäre, die wir alle achten und deren Ruf bisher rein und makellos dastand,

wenn es sich nicht um — eh, eine Dame des Regiments, um die Gattin eines Kameraden handelte.»

Erich v. Rombergs am Körper abhängende linke Hand krallte sich um den Säbel an seiner Seite; sein Gesicht nahm einen noch ehernerer Ausdruck an. Der Kommandeur atmete tief.

«Eh — bringen wir die unerquickliche Geschichte zu Ende! Ich will den Namen der Dame, die Sie gestern besucht hat — wenn ein solcher Besuch überhaupt stattgefunden hat — nicht wissen. Ich will von Ihnen nur hören, dass es die Dame, die mir bezeichnet worden ist, nicht gewesen ist. Und so frage ich Sie pflichtmässig auf Ehre und Gewissen, Herr Leutnant v. Romberg, ob Sie gestern oder irgend sonst den Besuch der Frau Rittmeister Linhoff in Ihrer Wohnung erhalten haben?»

Der erhobene, feierliche Klang, mit dem der Kommandeur die letzten Worte sprach, hallte in der Brust des jungen Offiziers wider.

«Auf Ehre und Gewissen», klang es in ihm und eine heisse Angst packte ihn mit einem Male. Die ungeheure Erregung, die in ihm glühte, trieb ihm den kalten Schweiß auf die Stirn und seine Rechte machte eine instinktive zuckende Bewegung, als wollte sie nach dem Gesicht greifen. Aber er beherrschte sich noch zur rechten Zeit und verharrte in der streng dienstlichen straffen Haltung, die die Feierlichkeit des Augenblicks erbeischte. Sein Antlitz blickte starr und unbewegt, während der schwerste, bitterste Kampf seines Lebens sich in seiner Brust abspielte. Eine Unwahrheit sollte er versichern — auf Ehre und Gewissen? Konnte er, durfte er das? War er dann nicht ein verlorener Mann? War dann nicht alles aus? ... Aber was sonst tun? Wie sich helfen in dieser furchtbaren, verzweiflungsvollen Alternative? Die Wahrheit sagen? Dem Oberst offen bekennen, dass die anonyme Anzeige eine Tatsache bekundet hatte, dass es wirklich die Gattin des Rittmeisters war, die gestern in seiner Wohnung gewesen?

Der Blick des heimlich Erregten glitt unwillkürlich zu dem Freunde hinüber, der hinter dem Kommandeur stand. Eikstedt lächelte und nickte ihm ermunternd zu, als wollte er sagen: Na, so gib doch dein Wort! Was zögerst du denn? Es ist zwar freilich nur eine leere Form, denn wir wissen ja auch ohnedies, dass an der Geschichte nichts Wahres ist. Aber der Alte will es doch nun mal! Also her aus mit dem Ehrenwort!

Auch der Oberst blickte freundlich, saft, fast verlegen, als wollte er sich entschuldigen, dass er ihn in einer so dummen, aber eben, unmöglichen Sache das feierliche Auskunftsamt des Offiziers-ehrenrenewortes in Anspruch nahm. Und

nun kleidete der alte ehrwürdige Herr diese Empfindung auch in Worte:

«Ich habe geglaubt, dass es im Interesse aller Beteiligten liegt, in dieser Weise die peinliche Angelegenheit zum erwünschten schnellen Abschluss zu bringen. Oder ziehen Sie vor, dass ich eine Untersuchung anstelle und Frau Rittmeister Linhoff und Ihre Nachbarn im Hause zur Vernehmung lade?»

Der Leutnant bebte innerlich vor Schreck.

«Nein, Herr Oberst», trat es ihm hastig über die Lippen.

«Nun also. Auch ich meine, dass wir daran nicht denken dürfen. Schon die Rücksicht auf die Frau Rittmeister verbietet uns das. Sollen wir die Sache an die grosse Glocke hängen und unliebsames Gerede heraufbeschwören? Ich dünke, das könnten wir der Dame und uns allen ersparen. Lassen Sie uns also die Sache ein für allemal zu Ende bringen! Können Sie mir auf ihr Ehrenwort als Offizier versichern, dass die gegen Sie und Frau Rittmeister Linhoff erhobene Beschuldigung un wahr ist?»

Den jungen Offizier durchrieselte ein eisigkalter Schauer. Er fühlte, dass er nahe daran war, seine Selbstbeherrschung zu verlieren. Ob er nicht jetzt lieber alles gestand? Ob er dem Oberst nicht berichtete, erklärte, wie alles gekommen und dass auf beiden Seiten nur ein Gefühl intimer Sympathie bestand, dass bei ihm nur eine achtungsvolle, heilige Verehrung vorhanden war, kein begierliches frivoles Wünschen? Aber wie dem Oberst die Ueberzeugung beibringen, dass während des Besuches der Frau Rittmeister nichts geschehen war, was die Ehre des Gatten verletzte? Würde man ihm glauben, würde man ihm nicht einfach ins Gesicht lachen? Und war die Tatsache des Besuches nicht allein schon unheilbar kompromittierend, belastete sie die Frau Rittmeister nicht mit einem Makel, der nur im blutigen Zweikampf getilgt werden konnte? Und war Eva damit nicht für immer aus der Reihe der anständigen Frauen verwiesen? Wie weit sollte er überhaupt seine Geständnisse ausdehnen? Sollte er auch von der Szene sprechen, die sich tags zuvor in dem Musikzimmer der Frau Rittmeister zwischen ihr und ihm abgespielt hatte, dass die Leidenschaft sie zueinander gedrängt hatte, dass er sie in seinen Armen gehalten, dass seine Liebe in heissen, glühenden Worten übergeströmt war?

«Nun also, Herr Leutnant v. Romberg!»

Die Stimme des Kommandeurs klang diesmal streng, dienstlich. Ueber den Leutnant kam es wie ein Krampf; seine Zähne bissen fest aufeinander.

«Können Sie mir ihr Ehrenwort geben — ja oder nein?»

Eine wahnsinnige Erregung rüttelte den jungen Offizier. Ein wildes Fieber tobte in ihm, ein förmliches Delirium

peinigendster Unentschlossenheit. Ein kurzes schafes Räuspern verkündete ihm, dass er seinen Kommandeur keine Sekunde länger auf Antwort warten lassen dürfte.

«Zu Befehl, Herr Oberst!», stiess er mit hastiger überlauter Stimme hervor, während er innerlich das Gefühl hatte, als stürze er sich von hohem Felsen kopfüber in den Abgrund.

«Ihr Ehrenwort?»

«Mein Ehrenwort!»

Ein freundliches Lächeln erhellte die strengen Züge des Kommandeurs. Seine Brust hob sich unter einem hefreienden Aufatmen und seine Haut streckte sich dem jungen Offizier mit liebenswürdiger Gebärde entgegen.

«Ich danke Ihnen ... Gott sei Dank!»

Erich v. Romberg rührte sich noch immer nicht. Erstaunt sah der Oberst ihn an. Da erst legte sich die Hand des Leutnants langsam in die ihm entgegengehaltene des älteren Offiziers. Darauf drehte sich der Oberst lebhaft zu seinem Adjutanten herum.

«Den anonymen Brief, lieber Eikstedt!»

Der Oberleutnant nahm das auf dem Schreibtisch liegende Briefblatt und reichte es dem Kommandeur, der sich damit sogleich wieder zu Romberg kehrte.

«Ist Ihnen die Handschrift des Anonymus bekannt, lieber Romberg?»

Der Gefragte heftete seine Augen mechanisch, ohne ein besonderes sichtliches Interesse zu bekunden, auf den ihm vorgehaltenen Brief.

«Nein, Herr Oberst.»

«Es hat für sie wohl auch keinen Wert, dem Schuft auf die Spur zu kommen?»

«Nein, Herr Oberst.»

Der Kommandeur nickte zufrieden und warf den Brief mit nachlässiger Gebärde auf den Schreibtisch zurück.

«Desto besser! ... Eh!» Er machte mit seiner Rechten eine verächtlich fortschiebende Bewegung, um anzudeuten, dass die hässliche Angelegenheit nunmehr endgültig für ihn erledigt sei. «So, lieber Romberg! Und nun möchte ich Ihnen noch eine Frage vorlegen, die Ihnen beweisen wird, wie hoch ich Sie als Offizier schätze und wie lieb Sie mir persönlich geworden sind. Sie wissen, dass Eikstedt mit dem nächsten Quartal von seiner Stellung als Regimentsadjutant zurücktritt. Ich möchte nun die Anfrage an Sie richten, ob Sie Lust hätten, Eikstedts Nachfolger zu werden.»

Die Miene des Kommandeurs nahm einen freundlich erwartungsvollen Ausdruck an; seine Augen leuchteten voll Güte und Wohlwollen. Auch Eikstedt, der eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken konnte, strahlte über das ganze Gesicht. Der Angeredete aber machte kein Wort über seine Lippen, ein so scharfer, schneidender Schmerz durchfuhr seine Brust. (Schluss folgt.)